N. 11. A. 2½
D. Lit. 777½
D. L. 551
fol.° 85
2½
LD 867
1

Lustfahrten
ins
Idyllenland.

Gemüthliche Erzählungen
und
neue Fischergedichte

von

Franz Xaver Bronner.

Erstes Bändchen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Aarau 1833.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Lustfahrten
ins
Idyllenland.

Ein kleiner Briefwechsel, statt der Einleitung.

Laura an den Verfasser.

(Bruchstück eines Briefes.)

Lustfahrten? — Bewegen Sie sich denn auch vom Flecke, mein alter regungsloser Freund? Kleben Sie nicht an Ihrem Aufenthalte so fest, als eine Auster am Felsen? Seit Jahren laden wir Sie zu einem Besuche ein, und noch immer soll der Tag erst kommen, an dem unser Wunsch in Erfüllung geht. Dennoch schreiben Sie Lustfahrten — zwei Bändchen? Was sind das für Fahrten?

Wie fahren Sie denn? Vermuthlich schwebt Ihr Geist nur so, im flatternden Mantel des Traumgottes, umher. Oder wie ists? Muß etwa das abgetriebene Flügelpferd der Poeten, oder ein anderer frischgezäumter Hippogryph, den Schwärmenden ins Blaue hinaustragen? Ich zweifle, ob Sie den fliegenden Muschelwagen der Propheten, oder einen gebrechlichen Luftballon der neuen Hochflieger, als Fahrzeug benutzen möchten. In Ihrer Jugend haben Sie im Ernste versucht, durch die Lüfte flattern zu lernen. Ist es Ihnen vielleicht im Alter

besser gelungen? Und fliegen Sie etwa heimlich, nur bei Nacht aus, wie die Fledermäuse?

Aber **wohin** geht denn die Fahrt? Ins Idyllenland, sagen Sie. Das scheint aber eine terra incognita. Ist es das berühmte Utopia, zu deutsch Schlaraffenland? Oder besuchen Sie die glücklichen Inseln der Vorwelt, oder das thessalische Tempe, oder die Gärten der Hesperiden? Geben Sie mir doch nähere Auskunft von Ihren zahlreichen Lustfahrten, die so lustig vor sich gehen, ohne daß Sie den Ort verändern. Wo finde ich denn Nachrichten von Ihrem Idyllenlande?

Wollen Sie nicht auch angeben, **wozu** Sie so wunderliche Fahrten anstellen?

Mit Sehnsucht erwarten wir Ihre Erklärungen.

Antwort an Laura.

Wenn ich Ihren Brief lese, sehe ich die lächelnde Miene, mit der Sie fragen, meine schalkhafte Freundin, **wie**, **wohin** und **wozu** ich Lustfahrten anstelle. Lächeln Sie nur! Es ist doch wahr, daß immer ein niedliches Schiffchen bereit steht, welches mich den Augenblick, ganz nach meinem Belieben, aus unserer Alltagswelt hinweg, in eine schönere Welt trägt.

O! da sehe ich die lieblichsten Auftritte. Ein reges, unverdorbenes Völklein handelt vor meinen Augen; mich ergötzen seine Anstrengungen, sich hülfloser Dürftigkeit zu erwehren, seine unschuldige Thätigkeit, sein

muthiges Streben, sich durch Fleiß empor zu schwingen: redliche Gesinnungen leuchten aus dessen Thaten hervor, unverschrobene Sitten gestatten jedem, offen zu äußern, was er empfindet und will. Rüstige Geschäftigkeit entmuthigt die frohen Einwohner nicht, mit Frohsinn verrichtet jeder sein Tagwerk.

Sie erkennen daraus, meine Freundin, ihr Zustand sei kein müßiges Dasein läßiger Hirten, kein unerreichbares Glück der seligen Unthätigkeit, kein goldenes Alter. Meine Uferbewohner kennen die Beschwerden des Lebens, besiegen sie aber durch rüstige Anwendung ihrer Kräfte; ein erreichbares Glück ist die Aufgabe ihrer Wirksamkeit, ein Zustand seliger Zufriedenheit nach gelungenem Tagwerk, ein frohes Dasein bei selbst erworbenen Gütern. Sie bleiben ehrlich in ihrem Verkehr, wohnen meistens im alten Griechenlande, auf angenehmen Eilanden, an schönen Seen oder vielbefahrenen Flüssen, gewinnen ihren Unterhalt dem Meer oder andern fischreichen Gewässern ab, und kümmern sich nicht um Pracht und Glanz weder in Kleidern, noch in Geräthen; in reinlichem, nettem Gewande zu erscheinen, auf gesunden, schönen Stellen in bequemen Hütten zu wohnen, darauf beschränken sich ihre genügsamen Wünsche.

Sehen Sie, meine liebe Freundin! Zu diesem Völklein führt mich, sobald ich will, ein immer dienstfertiger Schiffer, Phantasus, der artige Junge, und dies Ländchen heiße ich meine idyllische Inselwelt. Sage ichs nun mit kurzen Worten, so gehen meine Lustfahrten

auf dem leichten Schiffchen des Phantasus ins Idyllenland.

Wozu ich solche Reisen unternehme, fragen Sie zuletzt. Erstlich fühle ich ein besonderes Wohlbehagen, aus meinen täglichen Umgebungen hinweg, zu dem ehrlichen Völklein hinzuschweben; es erquickt mich, gerade, frohe, rechtliche Erdbewohner in ihrer schönen Thätigkeit zu betrachten: ich theile das heitere Leben mit ihnen. Es wäre nicht gut, wenn ich immer an meinem Schreibtische säße, schwere mathematische Rechnungen und Schulschriften bearbeitete, und heilsamere Bewegung entbehrte. Hinaus muß ich ins Freie, mich ergehen und zerstreuen. Was kann ich auf solchen Ausflügen Angenehmeres thun, als mich ins leichte Schiffchen des Phantasus setzen, und ins Idyllenland fahren?

Zweitens erzähle ich meine Beobachtungen gern solchen Zuhörern, die Muße und Neigung haben, mich anzuhören. Ich hege sogar die sanguinische Hoffnung, das Beispiel der Bewohner meiner Inselwelt werde in unverdorbenen Herzen sanfte Gefühle wecken, in manchem eine gemüthliche Stimmung hervorrufen, edle Gesinnungen stärken, und gute Entschlüsse befestigen. Wer müde der Umtriebe seines Geschäftslebens, oder verstimmt durch lästige Gesellschaft, den Schilderungen meiner Lustfahrten seine Aufmerksamkeit schenkt, findet vielleicht Zerstreuung seines Unmuthes, Erheiterung seiner Seele, und ein leises Erwachen willkommener sanfter Empfindungen.

Auf einer kleinen Reise mit einem sehr verständigen

Manne (den 26. April 1828) erklärte dieser: „Da so viel gethan wird, unsern Jünglingen eine Encyklopädie der Wissenschaften in den Kopf zu trichtern, so würde es ein Verdienst sein, durch anregende Schriften auch für ihr Herz zu sorgen, ihre Gemüthlichkeit in Anspruch zu nehmen, ihre wohlwollenden Gesinnungen zu stärken, und aus kalten Rechnern humane, in Herzlichkeit handelnde, liebevolle und liebenswürdige Menschenfreunde zu bilden. Für den Verstand arbeiten eine Menge Federn, für das Herz, seit unsere gefühlvollsten Dichter verblichen sind, nur wenige.“

So sprach mein einsichtsvoller Reisegesellschafter: Sehen Sie, geliebte Freundin! Solche Reden haben mich auf die Gedanken gebracht, meine Lustfahrten könnten vielleicht ein kleiner Beitrag sein, in empfänglichen Herzen Wohlwollen und Gemüthlichkeit zu befördern, und durch Erweckung sittlicher Gefühle zu nützen, während diese Aufsätze nur für angenehme Unterhaltung berechnet scheinen.

Laura an den Verfasser.

(Bruchstück.)

Es ist ganz erbaulich, zu vernehmen, mein Freund, was Sie da von Ihren Lustfahrten schwärmen. Man muß wünschen, Ihre (in der That etwas sanguinischen) Hoffnungen möchten in Erfüllung gehen — — — —

Aber wie kommt es, daß Sie so gern in dem alten Griechenland umherschweben, und uns lauter heidnischen

Götzendienst vormalen? Wie sollen uns die eitlen Opfergebräuche ansprechen, und die längst gestürzten Götzen?

Antwort an Laura.

Das alte Griechenland, meine theure Freundin, ist die Heimath des ersten Volkes, das sich zu ächter Humanität heranbildete; seine Ideen behielten lange etwas Phantastisches, Kindliches, Gemüthliches bei; alle Kräfte der Natur erschienen der jugendlichen Einbildungskraft als beseelte mächtige Wesen: der Grieche sah die Wirkungen, und schloß daraus auf verborgen wirkende Machthaber, die er Götter und Göttinnen nannte. Nennt ja auch unsere christliche Religionslehre noch neun Chöre der heiligen Engel, in der höchsten Triade die Seraphim, die Cherubim, die Throne (Throni), in der mittlern die Herrschaften (Dominationes), die Kräfte (Virtutes), die Mächte (Potestates); in der letzten die Engelfürsten (Principatus), die Erzengel, endlich die Engel.

Wenn der Grieche geboren ward, standen Göttinnen (Juno, Diana, Ilithyja) der Kreisenden bei; die Hausgötter verliehen dem Kinde Schutz, es wuchs unter ihrer Obhut heran, und lernte allmählig die Künste der Dioskuren und der Musen. Eros übte seine Gewalt an dem reifenden Jünglinge, und übergab den Bezwungenen seinem Bruder Hymenäus: den thätigen Mann brachten seine Geschäfte mit allen übrigen Göttern in Berührung, bis die Parzen seinen Lebensfaden zerschnitten, und der

Jüngling, des Schlafes Bruder, die Fackel löschte. Ueberall sah er wirkende Götter.

In der christlichen Welt rufen die Mütter den Beistand der Himmlischen an, der Säugling wird durch die Taufe in die Gemeinschaft der Heiligen eingeweiht. Schutzengel bewachen das Kind; die Aeltern bitten um Erleuchtung und glückliche Bildung des Knaben; er wird in den gefährlichen Jahren eintretender Mannbarkeit durch Einschärfung religiöser und sittlicher Grundsätze dem wahren Gott näher gebracht; seinen Liebestrieb heiligt feierliche Einsegnung am Altare, die Angelegenheiten des Lebens und der öffentliche Gottesdienst nöthigen ihn oft, den Geist zum höchsten Wesen zu erheben, bis derselbe, mit sicherer Hoffnung eines neuen seligern Lebens, zum Allgütigen zurückkehrt.

Es kann uns nicht schwer werden, die religiöse Bildersprache des Griechen in unsere einfachern, geläuterten Ausdrücke zu übersetzen. Der phantasiereiche, kindliche Mensch wandte sich an eine einzelne göttliche Eigenschaft, als wäre sie eine besondere Person, und flehte sie vertrauensvoll um Hülfe an.

So wahr es ist, daß Gott nur den schuldlosen Willen des Betenden ansieht, so wahr muß es sein, daß herzliche Gebete gutgesinnter Götterverehrer Erhörung finden konnten, als wären sie unmittelbar an das höchste Wesen gerichtet worden. Wenn der Schiffer in Gefahren seine Seegötter anflehte, wenn eine Bedrängte den glanzvollen Phöbus um Erleuchtung ihrer bethörten Kin=

der hat, wenn ein Vertrauender dem Zeus opferte, so meinte Jeder, sich an einen himmlischen Helfer, an eine höhere Natur, an einen Freund des höchsten Gottes zu richten: er handelte nach seinen schwachen Einsichten mit ächtreligiöser Erhebung der Seele, folglich mit geheiligtem Willen, der selbst dem höchsten wahren Gott wohlgefällig ist.

In diesem Sinne lebte also wohl auch in dem eitlen Götterdienste eine wirkliche Gottesfurcht, und ein unbefangenes Gemüth empfindet leicht, daß auch im Opfer und Gebete der Heiden löbliche Gottesverehrung verborgen liegen konnte: der gemeinste Verstand findet den guten Willen des Flehenden heraus.

Stellt man ein so kindliches Völklein in seiner Liebenswürdigkeit dar, so dürfen die Züge der Wahrheit im Gemälde seiner Religionsgebräuche durchaus nicht fehlen: die gutmüthigen Einwohner müssen als Götterverehrer, als Heiden erscheinen. Ihre Gutmüthigkeit und Herzensreinigkeit muß zeigen, daß sie, ungeachtet ihres falschen Bilderdienstes, mit ihrer Verehrung doch den höchsten Gott, die Quelle alles Guten, meinten, nur daß ihr schwacher Verstand nicht so glücklich war, sich bis zum erhabenen Gedanken vom einzigen allwirkenden Gott wirklich emporzuschwingen.

Sehen Sie, meine liebe Laura! So konnte ich den Götterdienst dem kindlichen Griechen nicht nehmen; aber dieser Dienst erscheint so offenbar nur als Nothbehelf des ächtfrommen Sinnes, daß ihn jedes Kind als wohl-

gemeinte Gottesverehrung erkennt, und an dem schuldlosen Irrthume der Blindgebornen keinen Anstoß nimmt.

Uebrigens hatte damals nur der Grieche Bildung genug, um durch einnehmende Eigenschaften das Herz anzuziehen, und das Wohlgefallen der Verständigen zu gewinnen. Das Fischesser-Völklein in Afrika hatte, nach der Beschreibung der Alten, in seinen Sitten so viel Anstößiges, daß es, ohne viel zu verschweigen, nicht wohl zum Vorbilde, als unschuldiges, durch seine Gesittung einnehmendes Volk dienen kann.

Möge Sie, geliebte Freundin, diese Erklärung mit meiner Vorliebe für altgriechische Sitten und Gebräuche sattsam aussöhnen!

Mémoires de l'Acad. des Inscriptions. T. 43. p. 725. Mém. pour servir à l'hist. de Calais par Mr. de Bréquigny.

En général, les peuples pêcheurs sont moins traitables que les peuples cultivateurs. Une vie uniforme et peu agitée, des occupations laborieuses mais sans péril, donnent peu de ressort à l'ame de l'agriculteur: le pêcheur au contraire, endurci par des travaux non moins pénibles et souvent voisins du danger, contracte des moeurs dures et audacieuses. D'ailleurs la terre étant soumise à un maître, la glèbe assujettie, communiquoit, surtout dans le temps dont il s'agit, l'esprit d'asservissement à ceux qui la cultivoient; mais la mer n'appartient à personne, et les habitans des rivages à qui seule elle fournit leur subsistance, semblent participer à l'indépendance, quelquefois à l'indocilité de l'élément qui les nourrit. [Calais soumis aux Comtes de Boulogne.]

Aussicht in die Zukunft.

Den 27. Oktober 1829.

Einst wenn Jahre mein Gebein
Längst im Schooße der Erde bleichen,
Findet, um Herzen zu erweichen,
Sich mein Geist noch in Blättern ein,
Schwebt, wo deutsche Herzen schlagen,
Um empfängliche Wesen her,
Freut sich, Rührendes vorzutragen,
Und erwirbt sich oft Gehör.

Horche, liebliches Mädchen, mir!
Anmuth hauch' ich in deine Seele. —
Sanft ermuthiget, was ich dir,
Wackerer Jüngling, traut erzähle.

Jetzt schon seh' ich sinnender Greis
Selber mich in eurer Mitte;
Ringsher lauschet ein schöner Kreis
Freundlicher Hörer, edler Sitte,
Und durch süße Gedankenspiele
Weckt mein Singen zarte Gefühle,
Meiner Gemälde mildes Licht
Wärmet sanft und blendet nicht.

Gefahren und Rettung.

Erzählung.

Umschwebet mich wieder, liebliche Phantasien! Lange, lange besuchte ich euer Land nicht mehr: o das schöne Land, einst die Heimath meiner stillen Zufriedenheit, mit dem ewig glänzenden Himmel, unter dessen glücklichem Einfluß schöne Ideen zahllos mich umschwärmten! Ach, die ernstere Muse mit Zirkel und Setzwage hielt mich hin, und die ermüdende Wägerin Politik. Aber nun herbei, liebliche Bilder, sammelt euch wieder um mich, umgebt meine Stirn, wie ein Bienenschwarm den Blüthenzweig, daß ich die lieblichsten unter euch auslese, zum Vergnügen reiner Herzen.

1. Trennung.

Auf Hikesia, einer der äolischen Inseln *), umschließt ein Halbkreis steiler Felsen die fruchtbarste Ebene, wo immer ein Hain von Reben, Pomeranzen und Feigenbäumen grünte. Lange lockten die Früchte des Hains nur Vögel zum Genusse. Endlich siedelte sich der thätige Medon dort an, mit Ide, seiner jungen Gattin.

In stiller Einsamkeit wohnten sie hier, wie die ersten Menschen im Garten der Seligkeit. Seit lange stand ihr vergessener Nachen voll Wassers am Ufer, und zerfiel allmählig, preisgegeben dem zerstörenden Wetter.

*) Jetzt Panaria.

Drei Kinder hatten indeß ihre Liebe belohnt, und blühten um sie auf, ein immer schönerer Freudengarten.

So fand sie Athis, der Fischer vom fernen Didyme *), als ihn Abends im leichten Kahne auf weiter See plötzlich ein Sturmwind ergriffen, und durchs Dunkel der Nacht in Hikesia's Nähe geschleudert hatte. O wie war er froh, als der brausende Wind allmählig verstummte, und der tröstende Tag erschien! Vor ihm lag eine Insel mit vielen kleinen Eilanden, im weiten Kreise umher gleich Ameisen auf der bewegten Wasserfläche zerstreut **). Er ruderte in die Bucht, und warf sich am Strande zur Erde, den Göttern seine Rettung dankend. Da fand Medon den Fremdling, half ihm den Nachen ans Ufer ziehen, und führte ihn wohlwollend zu seiner Hütte. „Sieh, Geliebte, das Glück sendet uns einen willkommenen Gast! Laß uns ihn freundlich bewirthen.“

Mit holder Schüchternheit begrüßte Ide den Fremden, trug ihm lächelnd ihr Kleinstes entgegen, setzte es dem Vater auf den Schooß, und holte in reinlichen Körbchen süße Früchte herbei: die größern Kinder schmiegten sich an des Vaters Knie, den fremden Mann beschauend. Dann wiesen ihm beide Gatten ihre kleine Wirthschaft, ihr Gärtchen und die schönsten Stellen der Insel, und führten ihn auf die Felsenhöhe hinter ihrer Hütte, wo sich die Aussicht über die Eilande und ins

*) Jetzt Salini.

**) Diese Eilande heißen auch wirklich noch heut zu Tage Formiculi.

weite Meer hin öffnete. Dort erkannte Athis die Zwillingsberge seiner Heimath, ach, in weiter Ferne, ganz am Rande der Wasserebene. „O Vaterland, klagte er, wie lange werd' ich dich nimmer sehen? Wie bange werdet ihr meiner harren, und dann den Verlornen beweinen, beste Aeltern, und ihr, meine lieben Geschwister! Wer kann sich im leichten Nachen in diese Ferne wagen, außer wenn andauernd etesische Winde wehen?" Theilnehmend trösteten ihn seine gütigen Wirthe, halfen ihm eine bequeme Wohnung flechten, zerschlugen vollends ihren zerfallenden Kahn, um sie zu decken, und sangen oft erheiternde Lieder. Auch die Kinder, so jung sie waren, lullten ihre kleinen Liedchen ihm vor.

Athis hatte Kahn und Netze gerettet, an diesen fischreichen Ufern lohnte seine Mühe immer ein reicher Fang. „Du sollst dich bald gewöhnen, sagte Ide, neben uns froh und zufrieden zu leben; wir wollen dich halten, wie einen Bruder." Er gewöhnte sich auch bald an ihre Gesellschaft, wo Herzlichkeit und Wohlwollen das Wort führten: bald gefiel ihm diese beneidenswerthe Ruhe des Lebens.

Wenn er vom Fischfange zurückkam, eilte er zu der Hütte seiner Freunde, oder sie warteten seiner schon mit den Kindern am Gestade; dann zog er zum Spielzeug für die Kleinen etwa einen großen Hummer aus dem Schiffe, und ließ ihn vor ihnen im Sande krabbeln; oder er brachte die schönsten Korallen und Schnecken, oder die nützliche Seide der Steckmuscheln, oder er setzte

in den vergitterten Rinnsaal der Quelle kleine Goldfische. Dann lagerten sie sich mit einander ins hohe Gras, unter blühende Sträuche, und sangen frohe Lieder. Manchmal hatte Athis bei seinem einsamen Tagewerk einen neuen Gesang gedichtet, zum Lobe der Götter, die aus Unglück Freude schaffen, oder über das Glück der Freundschaft, oder von der Seligkeit der Liebenden, und von der Lust an blühenden Kindern. Ide holte dann die Zither aus der Hütte, und begleitete den Gesang mit harmonischen Tönen. Zuweilen schifften sie auch im Nachen auf die nahen Eilande, und holten den Kindern Eier der Seevögel.

Athis war jederzeit stolz, der Steuermann zu sein; es dünkte ihn, die Göttin der Anmuth habe ihren schwimmenden Muschelwagen verlassen, und sei zu ihm in den Nachen gestiegen, von ihren Amoretten begleitet. Der Fischer vergaß willig der Zwillingsberge seiner Heimath; denn hier, wo er wohnte, war die Heimath seiner Zufriedenheit. Noch nie hatte er eine so liebenswürdige häusliche Gesellschaft kennen gelernt. Jeden Abend, wenn er sie verließ, dankte er auf einsamem Lager den Göttern, daß sie ihn so edeln gütigen Freunden zugeführt hatten, und hielt den nächtlichen Sturm, der ihn seiner Insel entriß, für hohe Wohlthat; und so oft er erwachte, betete er: „Hütet mich, ihr gütigen Götter, daß ich auch heute nichts thue, was etwa unsern Frieden stören könnte! Laßt mich viel Gutes in ihrem holden Umgange lernen! Gebt uns viele gesellige Freude!“

Aber ach! er glaubte doch öfters, wenn er seinem Freunde unversehens ins Auge blickte, Unruhe darin zu entdecken. Es ängstigte ihn. Aber dann war Medon wieder so freundlich, daß Athis sich sagte: „Was quälst du dich? Dein Freund kennt dich besser, als daß er dir Unrecht thäte.“ Und unvorsichtig wie zuvor überließ er sein unbewachtes Herz dem süßesten Hange.

So kehrte der Wechsel der Jahreszeiten dreimal zurück; und das Glück ihrer trauten Freundschaft schien noch ohne Wechsel zu bleiben.

Jetzt stellte sich die Regenzeit des vierten Winters ein. Schon waren die meisten Früchte der Bäume und die saftvollen Trauben verzehrt, und der Vorrath in der Felsenkammer begann zu schwinden. Da fuhr Athis oft auf den Fischfang aus, und landete auf den Eilanden umher, und sammelte Früchte von den zerstreuten Bäumen und Sträuchen, denen noch kein Fußtritt sich genähert hatte.

Auf dem geräumigsten dieser Eilande, das reich an süßen Trauben und Pomeranzen war, fand er im Felsen eine kleine Höhle, wo er oft neben einer Tropfquelle im Kühlen ruhte, und in einer trockenen Ecke die schönsten Früchte bewahrte, seinen Geliebten zur Erquickung, wenn sie mit ihm herüber schifften. Er nannte das Eiland seine Einöde. Auch eine heiße Quelle sprudelte nicht ferne von der Höhle aus dem Felsen, und rauchte von Schwefeldämpfen. Oft sotten sie zum kleinen Mahle darin frische Eier der Seevögel.

Jetzt lockte ihn ein heiterer Tag wieder hinüber; nur die kleinsten Wellen kräuselten die See. Am Halbkreise der Klippen hinsteuernd, fand er in ihren Wildnissen noch manche süße Frucht, und sein Nachen stieß nicht unbeladen ans Ufer der lieblichen Einöde. Er band ihn leicht mit Wieden fest, und besuchte seine Höhle. Vom Rudern ermüdet, streckte er sich in ihrer Kühlung auf trockene Kräuter, und ein sanfter Schlaf beschlich ihn bald auf dem weichen Lager. Indessen jagten sich die Winde immer muthwilliger auf schaukelnden Wellen, und der Nachen am Ufer schwankte hin und her, von der Brandung gestoßen, bis sich das Wiedenband lösete.

Jetzt trugen ihn die fliehenden Wellen vom Strande weg; schon schwamm er auf weiter See, als Athis erwachte. Unbesorgt suchte er Trauben im Dickicht, und kletterte nach Blumen auf die Felsenhöhe. Oben schaute er um sich, hinaus ins Meer, und sah einen schwimmenden Nachen. Erschrocken rief er: „Ists ein fremder, oder meiner?“ In banger Eile lief er zum Landungsplatze; wehe! da hing das zerrissene Band: „Ach, mein Nachen, schrie er jammernd auf, ihr Götter, mein Nachen! Wie verlassen, o meine Geliebten, wie bin ich nun verlassen!“ Betäubt stand er da, rang die Hände, und starrte nach dem Fahrzeug hin, wie ein Hausvater in die Flamme seiner brennenden Wohnung.

Uebermannet vom Jammer sank er endlich ans Ufer, Thränen rieselten aus seinen Augen, Klagen und Schluchzen machten seinen Schmerzen Luft. „Welche Verban-

nung! Hier also soll ich mein Leben beschließen, fern von allem, was das Herz erfreut? fern von den Edeln dort, die mir das Leben versüßten? Ach, womit hab' ichs verdient, ihr Götter? Blieb mein Herz nicht unbefleckt? Dankte ich nicht täglich für eure Wohlthat? — Aber mit wem rechte ich? Mit euch, ihr Klarsehenden, Gnädigen! Vergebt, daß mein Unglück mich einmal vergessen machte, wie gütig ihr Leiden in Freuden verwandelt! Vergebt, denn es schmerzt, zu verblühen, wie ein Baum, den der Sturm seiner Muttererde entriß."

Auch sagte er jammernd: "Ach, was werden sie denken, die Lieben dort, wenn ich heute nicht komme, und morgen nicht, und nimmer? (Von neuem stürzten Thränen aus seinen Augen.) Nun singe ich keine Lieder mehr zu deiner Zither, holdes Weib! Deine Stimme begleitet nimmer mein Lied, du treuer Freund! Und ihr, meine Lust, ihr schönen Kinder, nimmer erheitern mich eure lieblichen Stimmchen, weder singend noch scherzend. Nur Wasserraben und Möwen umkrächzen mich. Hier ächze ich, lebendig verschlungen vom Grabe. Ach wer weiß, ob nicht Hunger bald meinen Jammer beschließt? Auch mein Netz ist dahin. Welch ein Loos, vielleicht zu verschmachten!"

So klagte er. Die Nacht brach an; er schleppte sich zu seiner Höhle. Wohlthätig nahm den Trostlosen ein kurzer Schlummer in die Arme. Aber oft fuhr er auf, und begann seine Klagen von neuem. "Wer ruft mich? Rufst du mich, mein treuer Medon? Ach, vergebens!

Mich trennt eine unermeßliche Tiefe von dir: Und du, Weib wie eine Himmlische! Bist du bange um mich? Weine nicht, wenn dein Freund nimmer erscheint!"

Kaum brach der Tag an, so tönte es ihm wie Freundesruf, es tönte aus weiter Ferne herüber, kaum hörbar, aber doch vernehmlich: "Athis, Athis!" Er kletterte, zitternd vor Verlangen, auf die höchste Spitze der Felsen, und sah hinüber nach Hikesia: "O sei gegrüßt, du Heimath meines Glücks, rief er aus, seid mir gesegnet, ihr Guten!" Aber er sah sie nicht, unaufhaltbare Thränen umschleierten seine Blicke.

Als er sich ein wenig gefaßt hatte, schaute er aufmerksamer hinüber; da entdeckte er seine Geliebten auf dem hohen Felsen hinter ihrer Hütte, hinausspähend ins weite Meer und nach der Insel herüber. Auch sie hatten den schwimmenden Nachen erblickt, ohne Schiffer auf fernen Wellen treibend. Athis hatte versprochen, mit der sinkenden Sonne heimzuschiffen, und sie warteten seiner mit den Kindern am Strande. Ach! da zeigte sich der leere Nachen weit draußen auf unruhiger See. Angst überfiel sie: "O Freund, unglücklicher Freund! jammerten sie: verschlang dich die Tiefe? Oder wo schmachtest du auf unwirthbaren Klippen?" Es folgte eine peinlich lange Nacht. Kaum graute der Tag, so gingen sie wieder hinaus, um zu forschen, und Medon rief mit starker Stimme dem Freunde. Athis rief entgegen, so laut er vermochte; aber sich hörbar zu machen gelang nicht, die Winde verwehten den Schall. Zwar

glaubte er zu sehen, wie ihre ausgestreckten Arme zu ihm herüber strebten; aber sein Ruf erreichte sie nicht. Erst an einem der folgenden Tage, als ein sanfter Wind über die Einöde nach Hikesia wehte, gerieth es ihm, sie von seinem Dasein zu überzeugen. Manche Geberde sagte ihm, was sie empfänden; aber wie sollten sie ihm helfen? So wie der Tag anbrach, oder entwich, kamen sie ans Ufer, wo sich die Eilande am meisten näherten, und riefen ihm zu, er ihnen, und jedes versuchte, durch Geberden und kurze Worte zu sprechen. Wenn Wind und Wellen schwiegen, vernahmen sie wechselseitig gebrochene Sylben. Aber oft rauschten Wogen und Winde, oder es lagerte sich zwischen sie ein neidischer Nebel, oder es hing ein Vorhang von Regen herab. Ach! da waren Winke und Worte verloren.

Oft sah er Ide am Ufer sitzen, von ihren Kindern umringt. Er mußte es fühlen, wie voll Wehmuth und Mitleid sie herübersah. Auch die Kinder winkten ihm mit kleinen Händen, und schienen zu rufen, bis ihm die Thränen in die Augen traten, und die schöne Ansicht umflorten.

2. Vereinigung.

Der laute Jammer machte allmählig einer stillern Trauer und ernstem Nachdenken Platz: Athis sann bald auf Mittel, seiner Einöde zu entkommen. „O wüßte ich einen Zaubergesang, so sagte er am Strande sitzend, wenn er ins Meer hinaus staunte, und die Seefische im

Sonnenglanze spielten: Nähme mich ein freundlicher Delphin auf seinen Rücken, wie einst Arion den Sänger, und trüge mich zu meinen Geliebten; oder könnt' ich schwimmen, wie Leander! Ach, das Meer, das uns trennt, ist wohl nicht breiter, als der Hellespont, doch schwamm der kühne Jüngling von Abydos zu seiner Hero hinüber. Kann ichs nicht auch? Soll ichs nicht versuchen? Wohlan! ich will mich üben. Erst will ich von einer Klippe zur andern schwimmen, bis ichs wagen darf, die größere Strecke zurückzulegen. Er stürzte sich in die Fluthen, und schwamm einer Klippe zu. Aber bald ermüdeten seine Arme, schon auf halbem Wege mußte er umkehren; keuchend und mit Noth arbeitete er sich wieder durch die Brandung an den sichern Strand. Hier lag er muthloser als zuvor, seine Thränen tränkten das Gras. Ein Fahrzeug zu bauen, daran war nicht zu denken. Die Insel nährte nur schwache Gesträuche und wenige Fruchtbäume. Sollte er sich selbst, mit Gefahr des Mißlingens, für immer ihrer Früchte berauben? Und wie konnte er sie fällen und bearbeiten bei diesem Mangel aller Werkzeuge? Sein Leben war ein beständiges Hinbrüten.

Nur langsam kehrte neue Kraft in seine Sehnen und Strebsamkeit in seine Seele zurück. Sein kleiner Vorrath von Früchten schwand; immer karger beschenkten ihn die Gesträuche mit Beeren. „Ach! seufzte er, auch die schönen Früchte, die ich gesammelt hatte, entriß mir das Meer sammt dem Nachen. Wie wohlthätig wäre

nun jede Feige, jedes Träubchen!" Vor allem vermißte er sein Netz. Nichts fand er anwendbar, ein neues zu stricken. Die einen Gräser waren zu rauh, die andern zerrißen, sobald sie dürre wurden, noch andern mangelte von Anbeginn Geschmeidigkeit und zähe Stärke. Er mußte es aufgeben, sich ein Garn zu knüpfen.

Traurig saß er oft, wenn seine Freunde auf Hikesia drüben an ihre Geschäfte gingen, am einsamen Ufer, und sann. Aus Günsterruthen flocht er endlich Reußen, steckte Fischzäune auf dem Meersande ab: bei steigender Fluth schwammen dann die Fische über die Zäune weg zum Naschen am Ufer, und fanden sich unvermerkt umschlossen, wenn die Ebbe das Wasser zurücksog. So nährte sich Athis bei kärglichem Mahle.

Einst als er die Blase aus dem Fische zog, den er verzehren wollte, seufzte er auf: "Ach, wärst du groß, wie jene Blasen, die wir uns als Knaben unter die Arme banden; dann, o süßes Glück, dann dürfte ich hoffen, jenes Ufer zu erreichen, wo Freundschaft meiner harrt; dann wäre keine Gefahr, daß ich sänke; dann, o ihr Freunde! stände ich plötzlich vor euch, und ihr würdet vor Freude beben und aufschreien. Wie aber, wenn ich so viele kleine Blasen sammle, daß ihr Inhalt zusammen einer großen gleicht? O Trostgedanke! dich lispelte eine gütige Gottheit mir zu! Ich will dich ausführen. Ach, wie blödsinnig war ich nicht schon längst alle Blasen zusammenzuhalten!" Sorgfältig hängte er nun jede Fischblase zum Trocknen auf. Auch die kleinsten Fische,

die er sonst ungenutzt wieder ins Meer warf, weidete er nun aus, um schneller seine Sammlung zu mehren. Aber ach! wie langsam mehrte sie sich bis zur erforderlichen Menge! Schon zwei Sommer waren verflossen, und noch reichte sein Vorrath nicht hin: denn er fand von Zeit zu Zeit, daß Würmchen die Mündungen zernagten, und daß einige Blasen die Luft entließen; er lernte erst spät, sie mit kleinen Binsen gehörig unterbinden. Oefters wies er seinen Freunden von ferne die ganze Sammlung, sie hoch in die Lüfte haltend, und rief ihnen seine Hoffnungen zu. Aber wie hätten sie ihn begreifen sollen?

Oefters wagte er Versuche, befestigte den Vorrath, in zwei Theile gesondert, an seinen Gürtel, und band sich ihn vor die Brust und unter die Arme. Allein, immer däuchte es ihn, er sinke noch zu tief in die Fluthen. „Du bist verloren, sagte er sich, wenn du auf der weiten Reise etwa erschrickst, und die Kräfte plötzlich dich verlassen: du mußt vor dem Sinken ganz gesichert sein, ehe du dich den Wellen vertrauest; dulde noch eine Weile, so gelangst du nur sicherer zum Ziele.“ So mengten die Götter etwas Honig in die Bitterkeit seiner Verbannung; Freundeszuruf und Beschäftigung machten seinen Zustand erträglich.

Nach vielen heitern Sommertagen stellte sich endlich ein kühler Regen ein. Ein dunkler Tag verbarg ihm Hikesia; die Winde tosten und die Wogen brausten. Er konnte keine Kunde von seinen Geliebten erhalten.

Schon einige Tage her dampfte und sprudelte seine heiße Quelle stärker aus dem Felsen, und Nachts rötheten Vulkans Esse auf Strongyle *) und der Feuerschlund auf Liparis die Gewölke heller als sonst. Jetzt, im tiefen Dunkel der Nacht, sah Athis bebend aus dem Meere, das ihn von Hikesia trennte, Rauch und Flammen steigen: die Fluthen wallten hoch auf und schienen zu sieden; ein Gewitter brannte am Himmel, und die Winde heulten. Empört rollten die Wogen und schlugen erschütternd das Ufer; die Erde bebte, und ein dumpfes Tosen donnerte in ihrem Eingeweide, wie oben in den Lüften. „Ach Ide, Ide, jammerte Athis, wie wird dir zu Muthe sein? Welche Sturmnacht! O ihr Götter, rettet sie, fernet jedes Unglück!" Der Sturm wüthete fort; das Meer empörte sich und trat über seine Schranken. Tief im Bauche des Abgrunds krachten erschütternde Donner. Athis warf sich zur Erde, und flehte zu den Göttern. Sein wirthlicher Fels zerbarst, er wollte fliehen, ach wohin? Unter ihm wankte der Grund. Angeklammert an einen Busch, erwartete er sein Ende. Indessen stürzten Bäche auf ihn vom Felsen und vom Himmel. Gräßliche Schläge zerrissen die Luft, Feuer wallte vor ihm umher, Orkane tobten; er hatte kaum noch Besinnung genug, seinen Blasenbund sich um den Leib zu schlingen, und wenigstens diese mühevolle Sammlung und durch sie vielleicht sich selber zu retten. Kein

---

*) Jetzt Stromboli.

Laut kam von seinen Lippen, als: „O meine Freunde, meine Freunde! wie wird es euch ergehen?“

Jetzt prasselte eine Feuersäule zunächst an seinem Eilande empor, aus tiefem Meeresgrunde hoch ins Gewitter hinauf; sie stand, gräßlich gestreckt da, wie ein glühendes Springwasser, und riß heiße Fluthen mit sich in die Lüfte; Rauch und Dampf und heiße Asche wirbelten in schwarzen Wolken über den Betäubten weg. Wie menschliches Angstgeschrei und Heulen von Sterbenden tönte es in dem Aufruhr der Elemente.

Jetzt senkte sich die schauerliche Feuersäule wieder, und verschwand im strudelnden Meere, und der Erde Zuckungen wurden gelinder. Nur das dumpfe Tosen in der Tiefe und die Donner in den Höhen verstummten noch nicht: die fernen arbeitenden Vulkane streuten auch fortan Gluthelle über die aufgeregten Fluthen.

Endlich begann der Tag zu grauen. Athis blickte durch die Verwüstung umher. Das erste, wonach er blickte, war Hikesia. „Ach, ihr Götter, klagte er, was hier begegnete, ist vielleicht das Schrecklichste nicht.“ Einiger Trost ward ihm doch schon, als er den Umriß der Insel unverändert erblickte. Noch hatte der Sturm auch auf der seinigen manchen Strauch verschont. Aber in wilder Verwirrung lagen geborstene Steine und ausgeschwemmte Kräuter unter leichten Bimssteinen am Ufer, zwischen ihnen eine Menge todter Fische, von hohen Wogen angeschwemmt. Athis sammelte deren, soviel er fand, um die Blasen seines Gürtels zu mehren. „So

kommt doch kein Uebel, sagte er, ohne auch etwas Gutes zu bringen."

Bald bemerkte er drüben auf Hikesia etwas Bewegliches; er rief hinüber: "Medon!" Aber das Rauschen der Wellen ließ ihn keine Antwort vernehmen. Er bestieg den Felsen mitten auf der Insel, wo das Tosen des Meeres schwieg, und jeder Ruf am leichtesten zu hören war. Nach langem Hinhorchen däuchte es ihn endlich, er verstehe die Worte: "Komm, komm, komm!" Sehnsuchtsthränen stürzten dem Gerührten über die Wangen, sein nasser Blick schwebte empor, und sein gerührtes Herz dankte den Göttern. Dann sprang er auf, sein Auge blitzte, er schaute umher durch die Verwüstung, muthigen Blickes, voll neuer Zuversicht; ein Blick fiel auf seinen Binsengürtel, und er rief entschlossen: "Ich komme, ich komme."

Unermüdet arbeitete er nun an der Vollendung seines Gürtels. Aber die Wogen gingen noch einige Tage zu hoch. In einsamer Bucht fand er jetzt eine angespülte Menschenleiche; aufgedunsen war die Gestalt, unkenntlich das Antlitz. Geier und Raben flogen in der Nähe. Wie graute dem einsamen Waller vor diesem Fund! Scheu trat er näher hin, den Unglücklichen beklagend. Mit dem Messer, das am Gürtel des Todten hing, grub Athis ein Grab im Ufersande, und bedeckte den Verwesenden mit kühler Erde, seinem entflohenen Geiste die Ruhe wünschend. Das Messer mit seiner Scheide band er sich selbst um die Lenden, ein trauriges, doch nützliches Erbtheil.

Endlich zogen die Winde wieder in leiserm Fluge dahin, und an einem heitern Morgen erschien das Meer wie geebnet. Jetzt warf sich Athis am Strande nieder, und empfahl sich dem Schutze des Himmels. Dann begann er die seltsame Reise. Sanft und bequem trug ihn sein wohlbefestigter Gurt. Wenn er ausruhen wollte, durfte er sich nur ins Wasser setzen; da schwebte er schaukelnd, viel sanfter, als auf dem weichesten Flaume. Ohne Gefahr ruderte er frisch auf der Oberfläche hin. Bald sah er das Land weit hinter sich. Die Möwen flatterten schreiend um sein Haupt: ein Paar Delphine schwammen heran, und tummelten sich in großen Kreisen um ihn her, als könnten sie den seltsamen Mitbewohner des Meeres nicht genug anstaunen. Jetzt wichen die Delphine zurück; er war froh, daß sie wichen, und ruderte muthiger vorwärts. Da ward das Seewasser merklich wärmer und allmählig wärmer, und endlich fuhren betäubende Blasen vor ihm auf, und immer mehrere Blasen, voll heißen erstickenden Schwefeldampfes, die rings um ihn zerplatzten: ein Wirbel drehte ihn in betäubende Kreise. Die Haare standen ihm himmelan; die Furcht überspannte seine Kräfte, er riß sich aus dem Wirbel, uud ruderte eilig zurück von der siedenden Stelle. „Hier ist Tod und Verderben, sagte er, hier sprang der Feuerstrom in jener Sturmnacht empor. O wie komme ich hinweg über den gefährlichen Trichter?“ Er wandte sich behende den Klippen zu, die gegen Hikesia im weiten Halbkreise liegen. Aber sein Arbeiten vorwärts half

nur wenig. Von neuem ergriff ihn der warme Strom, er sank tiefer ein, seine Arme ermatteten, die See trug ihn nach Willkühr dahin; immer heißer ward die Fluth, sein Athem engte sich ein, mehrere seiner Fischblasen zerplatzten, er gab sein Leben verloren. Noch einmal wandte er sich, den letzten Abschied von seinen Geliebten zu nehmen: schmachtend im heißen Gewässer und im Schwefelqualme starrte er nach Hikesia hin. Da erhob sich im neblichten Dampfe vor ihm eine hohe Gestalt; auf den Wellen schwebte sie hin, glänzend und durchsichtig wie ein Ast des Regenbogens: „Zurück! Zurück! rief sie mit ernster Stimme: Verbannung in die Einöde entriß dich dem Falle; willst du wieder vereinen, was die Götter trennten? Besser versinken, als den Frieden der Ehe stören!“ Die Sinne schwanden dem Fluthenden: die Wellen trugen ihn schonend an eine öde Felseninsel. Zum Jammer erwachte er, und beweinte da, stöhnend, sein Schicksal.

Weinend lag er im Sande. Da rauschte es hinter ihm; er wandte sich um, und sieh! ein Mädchen nahte sich; zur Bitte die Hände faltend, warf es sich auf die Knie, und rief ihm schon von Ferne zu: „O erbarme dich einer Unglücklichen!“ Staunend und gerührt ging er zu der Leidenden hin. Sie erzählte, wie der letzte Sturm bei Strongyle ihren Nachen ergriff, als sie eben mit ihrem Vater, Bimssteine zu holen, von Didyme dahin gesegelt war, wie die Wogen an einem Felsen ihr irrendes Fahrzeug zerschlugen, wie ihren Vater das

tobende Meer verschlang, und wie sie mit genauer Noth auf dieser Insel Rettung fand, um sich ein kummervolles Leben mit Vogeleiern und wilden Beeren zu fristen.

Bald erkannte er in der Flehenden Phanaën, die Gespielin seiner ersten Jugend. Da erzählte er ihr von seinen Schicksalen, wies ihr das Messer ihres verblichenen Vaters, dem er den letzten Dienst des Begräbnisses geleistet hatte; und beide faßten neuen Muth; jedes sog Trost und Lebenslust aus dem Herzen des andern.

Auf ödem Felsen blühten ihnen die Rosen der Liebe, und der heiligste Bund ward geschlossen. Glücklich wären dem liebenden Paare die Tage auf dem Eilande entflohen, hätte drohender Mangel an Unterhalt sie nicht genöthigt, von Klippe zu Klippe zu schwimmen, und auf andern Inseln die Fristung ihres Lebens zu suchen. Beide waffneten sich mit einem Blasengurt, und ruderten von Klippe zu Klippe, aus den Nestern der Vögel ihre kärgliche Nahrung ziehend.

Näher kamen sie der glücklichen Insel Hikesia. Lange schon trauerten um ihren Athis die treuen Freunde; denn seit sie auf der Einöde von ihm keine Spur mehr entdeckten, hielten sie ihn für verloren. Eben saßen sie mit ihren Kindern wieder am Strande, mit scharfen Blicken hinüber spähend, sieh! da bemerkten sie schwimmende Punkte weit auf dem Meere draußen; sie schienen, von fernen Klippen her, näher zu schweben. „Es sind keine Delphine, sagte das älteste Töchterchen mit den Falkenaugen, zwei Menschen schwimmen heran, sitzend

im Wasser, ohne Schiff, aber mit Rudern.“ Näher und näher rückten die beweglichen Punkte. Athis erkannte zuerst die Harrenden am Ufer, und rief voll Wonne: „Medon! Ide! ich komme, ich komme!“ Sie vernahmen die bekannte Stimme des Freundes, und Jubel erfüllte ihre Seelen. Medon und die Kinder riefen den Kommenden unermüdet Grüße zu, und liefen unruhig am Strande hin und her, als wollten sie den Nahenden vollends ans Ufer helfen. „Wer mag wohl sein Begleiter sein? fragte Ide voll Verwunderung, wen traf er auf so öden Klippen?“ Eifrig strengten sie die Augen an, bis endlich die Nähe die Gestalten zu unterscheiden erlaubte. Kräftiger ruderten die Kommenden, um vollends das Gestade zu erreichen.

Jetzt faßten sie Grund auf dem Ufersande, und Athis eilte in die Arme seiner Freunde. Bedächtlicher stieg Phanäë ans trockene Land. Die Kinder drängten sich um den willkommenen Bekannten mit lautem Jubel. Freundliche, doch forschende Blicke überliefen die Gestalt der fremden Begleiterin. Athis erzählte, wie er, sein Ende fürchtend, Rettung und eine Braut fand.

Ein hohes Freudenfest ward der Tag des Wiedersehens. Ide und Phanaë, sobald sie sich näher kannten, liebten sich wie traute Schwestern. Keine eifersüchtige Unruhe, keine Gefahr der Verirrung störte ferner den Frieden der liebenden Paare: in froher Zufriedenheit gedieh auf Hikesia ein glückliches Völkchen.

Jo. Freinshemii Supplem. in loc. l. 60 Liviani.

Cap. 7.

Coss M. Aemilio Lepido, L. Aurelio Oreste (126. a. C.) Circa Solstitium aestivum non solum Aetna mons ingentibus flammis colluxit, sed etiam mare ad insulas Liparaeorum sic efferbuit, ut, quibusdam ambustis navibus, socii navales exanimarentur. (Jul. Obseq. cap. 89. Posidon. apud Strabon. l. VI. p. 277. Oros. V. 10.)

Cap. 8.

Multis postea diebus, intermicantibus saepe flammis, limum ebulliit mare; qui postremo speciem molarium lapidum concretus protulit — — grassata mox pestilentia est, contracto, ut creditur morbo, per corruptos afflatu mortifero pisces, quia magnam eorum vim quaquaversum ardens mare tostam expulerat, et multitudo incauta et avida, tanquam munere Deorum oblatam, in cibum verterat.

Der Veilchensucher.

Idylle.

Kaum war am Blumenraine der Schnee geschmolzen,
Da schlich am sonnigen Uferhange Möris,
In sich gekehrt und gebückt; in seinem Herzen
Saß leise Wehmuth. Sehnenden Blicks durchlief er
Die kleinen Gebüsche neuerwachter Gräser.

„Wohlthätige Pfleger junger Kräuter, sprach er
Mit sanfter Rührung, o laßt es mir gelingen,
Und lenkt auf duftende Blümchen meine Blicke,
Zu balsamhauchenden Pflänzchen oder Veilchen,
Die eben ihr blaues Haupt zur Sonne heben.
Mein Mädchen ist krank, mein gutes frommes Mädchen,
Das jeden Leidenden gern erquickt und tröstet.
Empfändet ihr nur, wie ich! Ihr würdet helfen.
Ich fühlt' es selber, ihr glühen Stirn und Schläfe;
Die Wangen, sonst so rosig, erbleichen sichtbar,
Dann wechselt Blässe schleunig mit hoher Röthe.
Schwach liegt sie da, auf reinlichem Lager, ächzend,
Vermag es kaum, ihr lockiges Haupt zu wenden,
Die heiße Hand zum Gruße mir darzubieten,
Und aus den matten Aeuglein mich anzublicken.
Ihr unsichtbaren Genien, holde Wesen,
Ihr Gütigen, die ihr schöne Seelen liebet,
Und schuldlos Leidenden Linderung gewähret,

Ihr kennet das edle Wirken dieser Sanften,
Und wisset: ihr Leben ist ein Gang zum Schönen,
Ach, würdiget mich, ihr Labung darzubringen!
Gebt Schärfe dem Blick, und leitet meine Hände,
Daß mir's gelinge, mit süßen Wohlgerüchen,
Mit Himmelsdüften die Kranke zu erquicken,
Den stechenden Schmerz in ihrem heißen Haupte
Durch Einhauch kühlender Balsamkraft zu heben.«

Nun suchte der Jüngling durch den Wald der Gräser
So ämsig umher, als bange Städterinnen
Nach Perlen eines zerrißnen Halsgeschmeides.

»Hier, rief er endlich, froher bewegt, hier stehen
Die rundlichen, feingekerbten Veilchenblätter,
Schon grün, doch übersponnen von welken Halmen.
Ei sieh! da wagt es ein frisches Blüthenpärchen
Die dunkeln Purpurmäntelchen auszuspreiten.
Willkommen, Erstlinge des erwachten Lenzes!
Wie duftet ihr süß, versteckt im Grasgebüsche!
Doch zahlreich nicht, nur seltene Göttergaben.
Wo seid ihr, schöne Gefährten dieses Pärchens?
O laßt euch finden! Täusche mich nicht, dem Veilchen
So ähnlich blickend, du blaues Gundelrebchen
Mit niedlichen, aber nicht gewürzten Blüthen!
Ha, Freude! da bergen sich im Hinterhalte
Der nackten Halme noch mehr der frühen Veilchen.
Erfüllt mein Wunsch! Sie geben ein nettes Sträußchen.

Seid stolz, ihr Blümchen! Hoch ist eure Bestimmung:
Ihr sollt mit frischen labenden Wohlgerüchen
Das Haupt des liebenswürdigsten Mädchens kühlen.

Die Emmerlinge.

Idylle.

Möris.

Weibchen! Lohnende Kränze sanfter Freuden
Senken gütige Götter auf die Schläfe
Deß, der schwächlichen Thierchen Huld erzeiget.
Liebreich nahmst du das junge Vogelpärchen,
Das die Kinder des Nachbars, Aetzens müde,
Ihren Katzen im Dornbusch überließen,
Aus den Dornen in deine milde Pflege.
Wie so lieblich belohnte sich dein Mitleid!
Alle Tage gewährt der frohe Anblick
Ihres traulichen Spieles uns Ergötzung.
Sieh! Sie hüpfen auf deinen Ruf an's Gitter,
Picken Fliegen und Korn dir aus den Fingern,
Und begrüßen dich oft mit frohem Pipen.
Richtig kennen sie ihre Pflegmutter;
Auch ein Thierchen vergißt nicht leicht des Dankes.

Ino.

Mann! Jetzt nahen des Winters rauhe Stürme,
Uns're Vögelchen sind zu unerfahren,

Um im Freien ihr Futter zu gewinnen:
Nähren wollen wir sie im sichern Bauer.
Sind sie Männchen und Weibchen, so versüßen
Einst im Lenze Genüsse zarter Liebe
Ihren bänglichen Aufenthalt im Käfig.
Mit Vergnügen belauschen wir das Pärchen,
Seh'n, wie künstlich es Nestchen flicht, und brütet,
Wie aus Eierchen sich die Jungen schälen,
Wie die wankenden Köpfchen, speiselustig,
Mit Gezwitscher, noch feiner, als der Grille,
Sich zur ätzenden Mutter aufwärts heben.

Möris.

Gern bereit' ich aus dünnem Schilf und Binsen
Ein geräumiges Haus, damit die Vögel
Freier hüpfen, und froher ihren Haushalt
Im erweiterten Wohngemache führen."

Möris fertigte seinen kleinen Gästen
Bald ein Bauer so groß, wie eine Reuse;
Ino sammelte fleißig auf der Wiese
Und an Teichen ernährende Gesäme.

Oft, wenn draußen der Schneewind Flocken jagte,
Und die Seelen Erheiterung verlangten,
Ward das Thürchen des Bauers weit geöffnet,
Und die Vögelchen hüpften in die Freiung,
Uebten flatternd die Flügel im Gemache,

Aßen pipend der Wirthin aus den Händen,
Und erlustigten sich im frischen Bade.
Jedes strebte zuerst, die flache Schale
Voll erfrischenden Wassers zu betreten.
Struppig blähten die Zänker ihr Gefieder,
Starr erhob sich das Schöpfchen auf dem Haupte,
Herzhaft schwangen sie, mit dem Köpfchen tauchend,
Auf den Rücken der Wassergüsse Perlen,
Rührten, kräftigen Schlages, ihre Flügel,
Daß die fliegenden Tropfen weithin netzten.
Ungeduldig die Schale rund umhüpfend
Rief das and're mit zänkischem Geschmetter
Dem Gespielin im Bade: „Weiche, weiche!
Laß auch mich in der nassen Kühlung schwelgen!“

Traulich folgten die Flatterer dem Locken
Ihrer nährenden Wirthin nach dem Bade,
Um die Köpfchen an ihr Gewand zu wischen,
Stiegen trippelnd auf ihren Schoos, und putzten,
Aemsig streichelnd, das niedliche Gefieder.

Gern erheiterten sich am frohen Anblick
Solcher Uebungen beide Vogelfreunde,
Dachten, süße Vergütung ihrer Pflege
Sei das lustige Schauspiel der Genährten.

Mit belebendem Hauch erschien der Frühling:
Alle Vögelchen, hold gepaart, besorgten

Im Verstecke des Laubes ihre Wirthschaft;
Nur das Pärchen im Bauer schien vom Flechten
Eines künstlichen Nestchens nichts zu wissen,
Pickt' unruhig an jedem Gittersprößchen,
Schwirrte bang am Geflecht hin, Ausgang suchend.
Manchmal stoppelten zwar die Unzufried'nen
Leichte Hälmchen in einen düstern Winkel,
Als erwachte der Trieb, ein Nest zu bauen;
Doch mit girrenden, wunderlichen Lauten,
Brütelustigen Hühnchen ähnlich gluckſend,
Schmiegten beide sich öfters an den Boden
Mit verbreiteten Flügelchen im Sande,
Mit Gezitter und offenbarem Schmachten.

„Arme Lechzende, liebekranke Hennchen,
Sprach die Nährerin, euer Glück gedeihet
Hier nicht länger; hinaus ins freie Leben!
Sucht euch Hähnchen, und heckt im Blüthenbusche!“

Wo am Saume des Hains ein klares Bächlein
Ueber reinliche Kiesel floß, und Reichthum
Frischer Gesäme fette Wiesen zierte,
Dorthin trugen, voll Mitleids, beide Gatten
Ihrer Pfleglinge leichte Winterwohnung,
Und entriegelten, sanft gerührt, das Bauer.

Wie befremdet gewahrten die Befreiten
Das geöffnete Thürchen, dem sie immer

Gern enthüpften; allein jetzt säumten beide,
Wie bedächtlich, die neue Welt betrachtend;
Selbst das Kühnere säumte lang am Ausgang,
Hüpfte nicht auf die nahen Haselzweige,
Sondern schwang sich sogleich zur höchsten Tanne,
Hoch empor auf den Ast voll dunkler Nadeln.
Furchtsam folgte dem Freien sein Gespielchen.

Meisen, heimisch in dieser Gegend, flogen
Mit Gekreische den Fremdlingen entgegen,
Sie zu scheuchen begierig, feindlich drohend.
Bald verschwanden die scheuen Freigelaß'nen
Ihren sorgenden Pflegern aus den Augen.

Ino klagte: „Dahin mein Vogelpärchen,
Hin, ihr trauten, geliebten Spielgenossen!
Künftig werd' ich euch nimmer Futter streuen,
Nimmer freudig mit Hanf das Tröglein füllen.
Freiheit strebten wir, opfernd, euch zu geben.
Ach! ich fürchte, wir gaben euch nur Leiden.
Feinde kennet ihr nicht, und Speisesuchen
Müßt ihr, frühe Verwöhnte, darbend lernen.
Gänzlich fehlt euch Gewandtheit, eure Beute,
Mücken, Käferchen, Heimchen, flink zu haschen.
O wie werdet ihr treuer Pflege mangeln!
Ausgestoßen, nun aller Hülf' entbehrend,
Müßt ihr dulden, in Kälte, Wind und Nässe.
Nachts die Eulen — am Tage Falk und Sperber!

Wie gefährlich! — O möge Laub euch bergen!
Und ein sicheres Zufluchtsörtchen schirmen!»

Milde Thränen aus Ino's Augen tränkten
Junge Gräser am blumigen Gestade.
Reichlich streute sie Körner den Verlornen,
Wenn der Hunger sie triebe, zur Erquickung.
Kleinlaut wanderten mit dem leeren Bauer
Die Verstimmten zurück nach ihrer Heimath.

Als der Abend die kühlen Schatten streckte,
Gingen beide mit frischer Speis' im Körbchen
Wieder forschend zur Au am klaren Bächlein,
Suchten bänglich die lieben Freigelaß'nen,
Sandten Blicke nach allen düstern Wipfeln;
Weithin klang in die Waldnacht, hell und freundlich,
Ino's lockende Stimme. Doch — vergebens!
Kein antwortender Laut der sonst so Trauten,
Nicht ein Federchen der Verschwund'nen sichtbar.
Ino's Augen benetzten sich von neuem.
Traurig wandten sich beide nach der Heimath.

Erst nach Wochen besuchten sie die Stelle
Der Entlassung der Emmerlinge wieder.
Sieh! am Hügelchen gegenüber hüpfte
Jetzt ein Vögelchen — goldgelb Haupt und Brüstchen,
Mücklein haschend im hohen Wiesengrase;
Hell ertönte vom Haselzweig daneben

Seines Weibchens bekannter Ruf; die Stimme
Ino's lockte, wie ehemals ihren Pflegling;
Möris streute Futter ans klare Bächlein.
Sieh! da schwang sich das Weibchen aus dem Busche,
Kreis'te flatternd um sie in weitem Bogen,
Und entflog mit dem Männchen tief ins Vorholz,
Gleich als rief es: „O sorgt für mich nicht länger!
Glücklich leb' ich mit meinem lieben Gatten:
Stört die heimliche Wirthschaft nicht, ihr Forscher!"

Anmerkung. Der Verfasser und seine Frau überwinterten wirklich solche Vögelchen, ergötzten sich an ihren Spielen, besonders beim Baden, entdeckten im Lenze, daß beide — Hennchen seien, und entließen sie in den Wald. Der Aufsatz ist eine treue Beschreibung beobachteter Züge — mehr Wahrheit als Gedicht. Doch hat der Verfasser einige Vorliebe dafür, erstens weil er im Andenken wirklicher Lebensscenen ist, zweitens weil er nach langer Unterbrechung der erste Versuch war, wieder im Idyllentone zu schreiben.

Helike.

Idylle.

Sohn.

O sieh doch, Vater, hinunter in die Tiefe!
Zerstörtes Gemäuer deckt den Meeresgrund;
Sieh diese Gassen, so leer, so still, als schliefe
Ein Völklein unten im tiefen Wasserschlund.
Hu! schiff' ich über die Hausruinen hin,
So faßt mich, wahrlich! immer ein banges Grauen;
Ich eile, den schauderhaften Ort zu flieh'n,
Nicht länger die Unglücksheimath anzuschauen.

Vater.

Hier sprechen die Götter ihre eig'ne Sprache;
Mein Sohn, du erblickest hier bei stiller See
Die trotzige, durch gerechte Götterrache
Zur Warnung ertränkte Seestadt Helike,
Daß niemand Heiliges übermüthig höhne.
Die Trümmer rufen herauf: „Ihr Menschensöhne,
Bezähmet den Haß, und mäßigt eure Wuth!
Selbst eure Feinde verfolgt nicht ohne Schonung!
Entreißet Flehende nicht der Götterwohnung!
Entweihet nicht Altäre durch Menschenblut!“

In wildem Hasse parteiischer Entzweiung
Verjagten Gegner die Gegner aus der Stadt,

Und füllten damit ein Schiff, mit der Bedräuung,
Nicht wieder zu kehren, außer lebenssatt;
Beträten sie wieder ihrer Heimath Strand,
So müßten sie schrecklich diesen Frevel büßen,
Geschlachtet zucken an Klingen oder Spießen,
Mit Herzblut sättigen das verbot'ne Land.

Nach kurzer Entfernung trieb des Sturmes Toben
Das Schiff der Verbannten ans Gestad zurück,
Sie flohen ins Heiligthum Neptuns, und hoben
Hinkniend zu ihm den hülfefleh'nden Blick;
Sie beteten ängstlich: „Bändiger der Wellen!
Du hemmtest gnädig der Fluthen wilde Wuth,
Ach! sollen uns nicht die wilden Feinde fällen,
So dämpfe nun auch — des blinden Zornes Gluth!“

Den Rand des Altares faßten ihre Hände,
Noch hoffend, das Heiligthum gewähre Heil:
Doch zitterten sie vor einem bösen Ende;
Denn Waffen klirrten, und an der Thür das Beil.

In Splitter haut das rasende Volk die Pforte,
Blutgierig brauset der tolle Schwarm herein,
Und, ohne der Gottheit Strafgericht zu scheu'n,
Erschlägt er die Gefreiten am heil'gen Orte.

Doch — bald empört ein stürmischer Nord die Wogen,
Lustwäldchen und Gärten überbraust das Meer,

Verderben kommt unbändig herangeflogen:
Nun finden auch ihre Bitten kein Gehör.
Die Salzfluth rinnt in die sturmdurchtosten Gassen,
Und steigt in hohe Gemächer rasch hinan,
Den Schuldigen ist kein Weg zu flieh'n gelassen,
Es mangeln Retter, es mangeln Floß und Kahn.

Wie wenn der Mammuth kräftig die Schollen rüttelt,
Den Schutt mit dem Rüssel aus der Erde stößt *),
So wird auf Einmal der Grund emporgeschüttelt,
Und jeder Sparren aus seiner Rast gelöst.

Schnell sinkt die Stadt und die Gegend in die Wogen,
Schnell schweigt der herzzerschneidende Todesschrei;
Die Reste liegen, der Oberwelt entzogen,
Tief in des tobenden Meeres Wüstenei,
Ein warnendes Beispiel künftigen Geschlechtern,
Das aus der Tiefe zu jedem Schiffer schreit:
„So rächen sich Götter an Altarverächtern,
An Menschenvertilgern ohne Menschlichkeit."

Pausanias déscription de la grèce par Clavier. Paris 1820. T. IV. pag. 199.

En alant quarante stades plus loin qu'Aegium, sur les bords de la mer, vous trouvez l'endroit nommé

*) Die Orientalen behaupten, der Mammuth lebe als ungeheurer Maulwurf unter der Erde, und messen ihm die Schuld örtlicher Erdbeben bei.

Hélice. Il y avoit là autrefois une ville de ce nom, et le temple de Neptune Héliconien.... Homère a aussi parlé dans ses vers d'Hélice et de Neptune Héliconien. Dans la suite, les Achaeens de cette contrée ayant arraché du temple de ce dieu des gens qui s'y étoient réfugiés en qualité de suppliants, et les ayant fait mourir, la colère de Neptune ne tarda pas à se manifester; car un tremblement de terre se fit sentir sur-le-champ dans le pays, et fit disparoître non seulement les édifices, mais encore le sol de la ville, de sorte qu'il n'en resta plus de vestiges....

P. 204. Ce fut par un tremblement de terre de cette espèce qu'Hélice fut détruite de fond en comble: à ce malheur s'en joignit, à ce qu'on dit, un autre qui survint dans l'hiver; la mer couvrit la plus grande partie du pays, entoura Hélice tout entière, et s'éleva tellement qu'on ne vit plus que le sommet des arbres du bois consacré à Neptune. La terre s'étant mise à trembler de nouveau, et la mer joignant à cela ses ravages, Hélice avec tous ses habitants fut enseveli sous les flots....

Pap. 207. On voit aussi à Hélice quelques ruines, mais elles paroissent peu, étant détériorées par les eaux de la mer.

Pag. 208. Le désastre d'Hélice arriva sous l'Archontat d'Astéius à Athènes, dans la quatrième année de la cent-unième olympiade, où Damon de Thurium avoit été couronné pour la première fois. Comme les habitants d'Hélice avoient tous péri, les Aegiens s'emparèrent de leur territoire.

Ovidii metam. l. XV. v. 296 etc.

Si quaeras Helicen et Burin, Achaidas urbes,
Invenies sub aquis: et adhuc ostendere nautae
Inclinata solent cum moenibus oppida mersis.

Philints gute Wünsche am Uferplätzchen.

An der siebenten Feier des Vermählungstages seiner Freunde.

Idylle.

„Hinaus, du müder Netzestricker, aus der dumpfen Hütte, in die Schattengänge am Wasser! Dort wandelt vielleicht dein Freundepaar mit den fröhlichen Kindern im Wehen kühler Lüfte. Immer ist es ein tröstlicher Anblick, zwei liebende Gatten in seliger Eintracht lustwandeln zu sehen.“

Philint verließ sein Gestrick, und ging hinaus in die Schattengänge. Auf dem Wege traf ihn Daphne, Medons sanfte Schwester. „Laß dir in die Augen sehen! sagte sie scherzend: Du irrender Wanderer, wen suchest du hier? Auf dem See schwimmen deine Mitsänger mit ihren Kindern im Abendroth; sie feiern heute den letzten Tag des siebenten Jahres, seit Theone, an ihres Medons Hand, im bräutlichen Kranze zum Tempel ging.“

Philint lief an den See, zur blumigen Wiese, wo er schon öfters sie und die Freude gefunden hatte. Sein Auge spähte umher, über das flimmernde Gekräusel der Wellen hin, mit Sehnsucht, wie das Auge der Schwalbe, wenn sie im Lenze, zu frühe wach, aus dem lauen Sumpfe schwebt, vom hohen Uferfelsen nach Gespielen umherschaut, und vergebens nach ihnen die einsame Gegend durchfliegt.

„Welche kleine Bucht, welcher Binsenhain verbirgt mir ihren wiegenden Kahn? so klagte er leise, am Ufer

irrend, und durch die Weidengesträuche blickend; wo heben jetzt spielende Lüftchen Theonens blonde Locken und der Kinder gelbe Seidenhaare? O hier ist das weiche Uferplätzchen, hier streckten sich neulich die Kleinen ins hohe Gras, wälzten sich im Rausche der Fröhlichkeit, taumelten auf den Blumen über einander hin, wie junge Kaninchen, jubelnd vor Entzücken. Hier am Rande des Abhangs saß Theone im röthlichen Strahle des Abends; ich bewachte die Blumensträuße der Kinder, sie lagen wie kleine Garben an meiner Seite. Der Vater lockte sie auf den Kiesgrund; er flößte flache Kiesel über die Wasserebene hin, daß sie aufhüpften, wie Laub, das der [illegible] jagt; oder er führte dem Kleinsten die Hand zum ersten Versuche im Werfen, oder lachte mit ihnen, wenn sie einen größern Stein herbeischleppten, und ihn mit schwachen Händchen ins Wasser stürzten, daß die erschreckten Tropfen zu ihren Füßen heraushüpften.«

»O ihr Guten! Wo spielt ihr heute so frohe Spiele? Wo feiert ihr im Grünen den Schluß des siebenten Jahres euerer Vermählung? Wo ihr immer weilt; genießet ganz des hohen Glückes, gute Gatten und Aeltern zu sein! Sieben glückliche Jahre lang gehörtet ihr nun einander an. Gehöret euch noch sieben und siebenzig Jahre, gehöret euch ewig an! Auch im Elysium liebet euch noch! Kein Unfall nahe sich eurer Hütte, Ruhe des Herzens und stille Zufriedenheit seien eure Hausgenossen; zu eurer Thür hinein schwärme stets ein Heer süßer Freuden, wie Bienen in den Korb! Zwei schlanke Pappeln stehen dort

enge beisammen, sie umschlangen sich mit den Aesten, wie in sanfter Umarmung; jährlich durchflechten sich inniger ihre Zweige, jährlich keimen jüngere Schosse zu ihren Füßen empor; aber einsam wächst in ihrem Schatten die Spierlingsstaude: o ihr Lieben! wachset und sprosset, und umarmt euch immer inniger, wie die hohen Pappeln; aber seht es auch gern, daß ich Einsamer mich noch länger, wie die schwache Spierlingsstaude, in euerm Schatten erquicke.

Der kleine Linos mit dem goldenen Ei.

Idylle.

Stachelbeeren-Gebüsche webten Schatten
Um den luftigen Rasensitz am Hügel,
Wo die Kinder der Nachbarschaft sich fanden,
Unter frohem Getändel viel erzählten,
Oft zur Fläche des Meer's die Aeuglein wandten,
Bis die Väter die reichbeladnen Kähne
An die Pflöcke des Landungsplatzes banden.

„Gestern brachte der Vater von der Reise
Mir ein goldenes Ei, erzählte Linos,
Mygdon's artiges Knäbchen mit dem Flachshaar,
Der die Gänse der Mutter auf der Weide
Fleißig hütete, die gestreckten Hälse
Seiner Heerde nur wenig überragend:
„O! wie glänzt es! wie glatt, wie schön gerundet
Ist mein goldenes Ei! Der Vogel Phönix
Wollt' es brüten im unsichtbaren Neste
Weit von hier im gelobten Weihrauch-Lande.
Zeigen möcht' ich es euch, ihr würdet staunen,
Daß so Köstliches mir der Vater kramte;
Aber Mütterchen meint, im Sande spielend
Könnt' ich leichtlich den reichen Schatz verlieren,
Müßte bitter mein Unglück dann beweinen;
Sollt' ihn sicher im Kästchen aufbewahren. —

Kommt nur morgen, so zeig' ich euch das Prachtstück,
Sagt! Wie hoch ist der Preis davon zu achten?
Sind Besitzer so vielen Golds nicht Reiche?"

Schwarzaug' Idas, der kleine Knab', erklärte:
"Mir erzählte der Vater, Goldstaub gelte
Viele Waaren, er hab' es selbst gesehen,
Wie ein reisender Kaufmann bunte Kleider
Für ein Beutelchen Goldstaub willig hingab.
O! was muß ein gedieg'nes Goldei gelten?
Hätt' ich, Linos, dein Ei, ich fragte kühnlich:
Inselkönig! was kostet deine Heimath?"

So beriethen sich lange noch die Kinder,
Ueberschätzend den hohen Werth des Goldes,
Und vom Phönix im Weihrauchlande fabelnd.
Sieh! da landete Merion, der Alte,
Ein erschlagenes Seekalb siegreich führend;
Jubelnd liefen die Kleinen hin, ans Ufer,
Voll Verlangen, das plumpe Thier zu schauen.
Freudig pries der Zufried'ne seinen Glücksstern,
Und erzählte von seinem harten Kampfe,
Wie am Strande der Insel ihm das Seethier,
Als es schlief, in die Augen fiel, wie still er
Näher ruderte, schnell mit schweren Streichen
Dessen Schädel zerschellte, wie es grimmig
Ihm das Ruder zerbiß, und endlich hinsank.
Rechnend rühmt' er den hohen Preis der Beute,

Zählte pünktlich den Vorzug jedes Theils auf,
Welchen Nutzen das rauhe Fell gewähre,
Das auch trocken des Meeres Wechsel fühle,
Stets erbebend und knisternd mit der Ebbe *);
Weidlich lobt' er den weißen Schmelz der Zähne,
Die der Künstler in Städten theuer zahle;
Hoffte, trefflichen Thran in reicher Menge
Aus dem siedenden Kessel abzuschöpfen,
Wenn drin Leber und Fett wie Oel zerflöße.
Doch den größten Gewinn, betheuert' er höchlich,
Bring' ihm sicher die rechte Pfotenflosse,
Die bekanntlich die Wunderkraft besitze,
Ruhbedürftigen, die nicht schlafen können,
Unter's Kissen des müden Haupts geschoben **),
Den erquickenden Schlummer anzuzaubern;
Theuer kaufe der Kenner solche Flossen.

Mit Verwunderung hörten die Erwachs'nen
Und die Kinder, wie Merion sein Glück pries;
Richtig merkten die Kleinen jeden Nutzen,
Den die Stücke des Seekalb's ihm versprachen.
Wohlbedächtig erwog der blonde Linos,
Mehr als andere, den Bericht des Greises;
Sinnend trieb er die Gänse nach der Heimath.

Huldreich fütterte mit den besten Bissen
Ihren Liebling die Mutter, und erfüllte
Gern den kindischen Wunsch, sein schönes Goldei

Ihm ins reinliche Bettchen mitzugeben.
Kosend deckte sie ihn mit weichen Fellen;
Denn schon funkelten Sterne durch die Wölkchen,
Und sie wußte, der Schlummer breite willig
Auf die Augen des Kleinen seine Schwingen.
„O du glückliche Jugend, sprach sie zärtlich,
Drückst nicht lange die Ruhestatt, so wiegt dich
Schon ein seliger Schlaf in holde Träume;
Ach! wie peiniget mich die lange Weile,
Wenn ich, düster umnachtet, oft vergebens
Nach des fliehenden Schlafs Erquickung seufze,
Ohne Ruhe mich auf dem Lager wälze,
Und die Sorgen um meinen fernen Gatten
Stets den nahenden Schlummer mir verscheuchen.
O! was gäb' ich, die Nacht in süßem Schlafe,
Ohne peinliches Wachen, hinzubringen!
Schlaflos liegen ist Wälzen über Disteln.“

Diese Worte verstand der kleine Linos,
Ihm entwischte kein Laut der sanften Klage;
Er entschlummerte unter stillen Wünschen,
Jene Flosse bei Merion zu kaufen.
Kaum erweckten die frühen Sonnenstrahlen
Ihn aus fröhlichen Träumen, fragt' er sorgsam:
„Liebe Mutter! Wie hast du nun geschlafen?
Haben Sorgen den Schlummer dir verscheuchet?
Hast du wieder auf Disteln dich gewälzet?“

„Leider! sagte die gute Mutter, war mir
Nur am Morgen ein kurzer Schlaf beschieden.“

„Liebe Mutter, du dauerst mich, ich eile
Hin zu Merion, unserm grauen Nachbar,
Mittel hat er, den Schlummer zu befördern.“

Schleunig lief er hinüber zu dem Fischer:
„Sieh dies goldene Ei, den besten Reichthum,
Den das Glück durch den Vater mir beschert hat:
Nimm es! Gib mir dafür die Pfotenflosse,
Die den Schlafbedürftigen Schlaf bereitet!
Ach! mein Mütterchen klagt, die Nächte schlaflos,
Wie auf Disteln gebettet, hinzubringen!
Gib die Flosse, damit sie schlummern möge.“

„Guter Junge! so sprach gerührt der Fischer,
Also bringst du dein goldnes Ei zum Opfer,
Um dem Mütterchen süßen Schlaf zu kaufen?“

Lächelnd faßt' er den Knaben in die Arme,
Küßt ihm zärtlich die heiße Rosenwange,
Nahm das Ei, und erfüllte dessen Wünsche.
Freudig zitternd empfieng das Kind die Flosse,
Wollte schleunig sie heim zur Mutter tragen.
Aber Merion sagte: „Linos! warte!
Selber geh' ich mit dir, der Mutter deutlich,
Wie das Mittel zu brauchen, anzuzeigen.“

„Liebe Nachbarin, sprach er, sieh die Flosse,
Die mir Linos mit gold'nem Ei bezahlte,
Um dir ruhigen Schlaf damit zu kaufen.“

Innig herzte die Mutter ihren Liebling,
Freudenthränen entglitten ihren Augen.
„Lege, flüsterte Merion voll Freuden
Der Beglückten ins Ohr, dem kleinen Schläfer
Nachts im Bette sein gold'nes Ei ans Herzchen,
Daß er morgen es freudig find' und denke:
„Götter gaben's zurück durch gute Menschen.“

Plinii Secundi histor. natur. l. 9. de Aquatilibus. cap. 13. de vitulo marino.

*) Interficiuntur difficulter, nisi capite eliso... Nullum animal graviore somno premitur.... Pelles eorum, etiam detractas corpori, sensum aequorum retinere tradunt, semperque aestu maris recedente inhorrescere.

**) Pinnis, quibus in mari utuntur, humi quoque vice pedum serpunt: praeterea dextrae pinnae vim soporiferam inesse (tradunt), somnosque allicere subditam capiti.

Thiretas und Jolas
oder
das Glück der Ehe.
Idylle.

Aus dem heiligen Haine der Insel Tema steht ein runder Hügel empor; ein weiter Kreis hoher Bäume bekränzet sein Haupt, Rosenhecken und inner den Hecken Rasenbänke, und vor den Bänken Blumenbetten, ziehen sich rings umher. Nur ein breiter Eingang über den bogenförmigen Treppen führt in die Mitte des geweihten Kreises, wo sich aus reinlichem Meersande, kunstlos und einfach, ein bemooster Altar erhebt. Ein weiser Greis aus Tyrus hatte so die schöne Stelle geschmückt, und das unverdorbene Volk gelehrt, hier der waltenden Gottheit Gebete und Opfer zu bringen. Seitdem nannten sie den heiligen Ort den Tempel der Isis oder der Mutter Natur.

Heute feierte Thiretas das Jahrsfest der Verbindung mit seiner Gattin Amine; er führte seine Kinder hieher im Morgenthau, das kleinste trug seine Schwester Theone herbei: sie kamen, Himmelssegen auf Aminens Haupt herabzuflehen; sorgfältig suchte Thiretas die schönste Frucht an den Bäumen, und die schönste Blume auf den Betten umher, legte sie auf den Altar, dankte für das Glück, ein so gutes Weib zu haben, und betete gerührt: „Gro=

ßer Geist der Welt, Schicksalslenker! segne meine gute Lebensgefährtin!" Eine Freudenthräne glänzte in seinem Auge. Dann pflückte Theone jedem Kinde die schönste der Blumen und Früchte, und führte auch sie zum Altare: Die beiden größern legten mit zitternden Händchen ihre Opfer darauf, und das jüngste hielt Theone über den heiligen Stein, bis ihm die Gaben entfielen: der Vater sprach den größern vor, und sie stammelten ihm nach: "Herr des Lebens im Himmel oben! segne unsere liebe Mutter!"

Jetzt kam Jolas die Treppe herauf, ein fremder Fischer; Seeräuber hatten versucht, den rüstigen Jüngling für ihr arges Gewerb zu gewinnen; aber er fürchtete die Götter, und dann die Rache der Verschmähten, und entfloh über das weite Meer hin, an den Strand von Tema, um nicht mit Gewalt an die Ruderbank gefesselt zu werden. Auf Tema fand er sichere Freiheit und herzliche Freunde, die ihm eine Hütte bauen, einen Kahn zimmern, und Werkzeuge zum Fischen bereiten halfen. Bald hieng sein Auge an Theone, der holden Schwester des Fischers; seine süßeste Freude war, mit Thiretas und seiner Geliebten im häuslichen Kreise zu sitzen.

"Glücklicher Freund! so rief er jetzt aus, und grüßte Thiretas mit traulichem Handschlag; ich dacht' es, du würdest hier opfern; auch ich nahe mich dieser heiligen Stätte, vereint sollen unsere Gebete zum Himmel entfliegen."

„Willkommen bei unserm heiligen Geschäfte! erwiederte Thiretas: es ist Schade, du Sehnender! daß du nicht für eine eigene Gattin hier opferst. Immer umsummt mich dein Wort: Glücklicher Mann! Widersprechen will ich dir nicht; nur will ich dir rathen: nimm dir selber ein Weibchen! Komm, setze dich hier auf die Rasenbank; hast du kein Lied gedichtet von unserm Glücke, wie neulich? Sieh, jetzt winkte die rechte Zeit, es zu singen.“

Iolas versetzte lächelnd: „Du spottest meiner, glücklicher Freund! Aber es ist doch richtig, solch ein Liedchen hab ich im Hinterhalte: wollt ihr es hören, so bin ich zum Singen bereit.“

Heitern Sinnes setzten sie sich zum Hören zurecht, und die Kinder trippelten um sie her, ließen sich küssen, und auf dem Schoose wiegen, oder tändelten im Grase. Iolas begann:

Die Blüthen der Tugend im Lebenslenz,
Verflicht dem Jüngling sein Schutzgeist
Zum bräutlichen Kranz, und führt ihm früh
Ein gutes Weib in die Arme.
Dann grüßt ihn der Tag mit der Freud' an der Hand,
Die Nacht von der Wonne begleitet;
Dann labt ihn jede Stunde mit Lust,
Und Seligkeit trinkt er, wie Athem.

Freund! weckt dich der Morgen, so fällt dein Blick
Auf Reize des lieblichsten Wesens,

Dein Herz erhebt sich, und dankt für das Glück,
Der Huldin am Busen zu schlummern.
Sie öffnet den Himmel der Augen, und winkt
Dir Liebe, und lispelt dir Segen.
Dann koset ihr traulich, und ordnet vereint
Genuß und Geschäfte des Tages.

Nun wird die Arbeit ein Spiel, sie gelingt;
Vergnügen stählet die Kräfte.
Erholung quillt dir aus ihrem Mund,
Aus ihrem Herzen Ermunt'rung.
Sie lächelt den Gram von deiner Stirn,
Und schmeichelt den Schmerz in den Schlummer,
Und strahlt aus dem Spiegel des reinen Gemüths
Dir Frohsinn mild in die Seele.

Indeß dein Fleiß für Unterhalt sorgt
Ist ihre Sorge dein Wohlsein.
Wie reinlich glänzet dein Hausgeräth!
Wie locker bläht sich dein Lager!
Wie athmet dein Essen so würzigen Duft!
Wie paart sich mit Häuslichkeit Wohlschmack!
Wie führt sie die Nadel so flink, um dich,
Und sich und die Kinder zu schmücken!

Mit herzlicher Innigkeit fliegt sie zu dir,
Sobald die Tritte dich melden,
In ihrem Gefolge, auf ihrem Arm
Umschlingen dich liebliche Kinder,

Mit Grüßen und Küssen der Gattin mischt
Sich Kuß und Jubel der Kleinen,
Und schafft, wie belebender Geist des Weins,
Dir herzerfreuendes Labsal.

Und diese Sanftheit, die wandellos,
Wie milder Glanz, sie umleuchtet,
Dies Walten, so unbefangen, so hold,
Wo findet ihr's enger im Bunde
Mit schöner Gesinnung und Reinigkeit,
Mit nie hinfälligem Gleichmuth,
Mit unbestechlichem Wahrheitssinn,
Mit Geist und Demuth des Herzens?

O schöner Zug! nie säuert ein Zank
Den Honig der rosigen Lippen.
Ihr Zorn ist sprechender Ernst, sie straft
Mit Schweigen, doch ohne zu schmollen.
Sie kennt nicht schwächliche Schlauheit und List,
Und denkt zu schön, um zu täuschen.
Läg' Untreu' oder Vernichtung zur Wahl
Vor ihr, sie wählte Vernichtung.

Umkrächzet dein Ohr Verdruß, so beut
Ihr Geist dir Trost und Berathung.
Du wandelst im Sturme, sie wandelt mit dir,
Und deckt dein Haupt mit dem Schleier.
Sie trägt an Einem Stabe mit dir
Geduldig die Bürde des Pilgers,

Und zeigt dir, wenn du ermüdet stöhnst,
Muthlächelnd die folgenden Kinder.

Freund, eurer Zärtlichkeit Blumenband
Zerreißt nicht einmal im Tode;
Enteilt sie früher der Erde, als du,
So wird sie dein schützender Engel,
Enteilst du früher, so schwebst du um sie,
Und siehst die Thräne der Liebe,
Und hörst die Seufzer der Sehnenden,
Die gern zu dir sich entschwänge.

Nun, Freund, nun frage ich: Wie gefällt dir mein Lied? Deiner Seligkeit Maß ist groß.«

Thiretas erwiederte, bedächtig lächelnd: »Du kennst, wie ich merke, den Reichthum des Segens, den der Himmel über den ausgießt, dem er ein gutes Weib beschert. Aber warum säumest du, dir ein ähnliches Glück zu erstreben? Horche! Auch ich will dir ein Lied singen; es sollte mich wundern, wenn es in deinem Busen nicht die Lust erweckte, dir eine Gattin zu wählen; mich hat es ein alter Piester gelehrt:

Beschattet von duftendem Rosengesträuch
Lag schlummernd auf blumigen Kräutern
Das erste blühende Weib:

Da rauschte vom Himmel Harfengetön
Und leise Gesänge der Geister,
Und Wohlgeruch wallte herab.

Vernehmlich tönt' es aus hoher Luft:
„Gefüllt ist, jüngster Erschaffner,
„Nun deiner Seligkeit Maß.

„Das Süßeste, dessen du fähig bist,
„Gefühle der Liebe durchbeben
„Nun bald mit Wonne dein Herz.“

Aufhorchend, ahnend und sinnend, schritt
Der erste Mann im Gefilde
Der blühenden Rosen dahin.

Jetzt trat er hinter dem Busch hervor,
Erblickte die schöne Gespielin,
Und schaurte zusammen vor Lust.

Da strahlte um Beide ein milder Glanz,
Es wehten Ambrosiadüfte,
Und eine Stimme erscholl:

„Empfange, du einsamer Sehnender,
„Was deinem Glücke noch mangelt,
„Mein letztes bestes Geschenk!“

Der Glückliche warf, voll Entzücken und Dank,
Sich hin auf den blumigen Rasen,
Zur Seite des schlafenden Weibs.

Er weidete sich im zärtlichen Schau'n;
Mit Zittern berührt' er ihr Antlitz,
Hold stammelnd: „O Süße, wach' auf!“

Da öffnete lieblich die schöne Gestalt
Die Augen, voll zaubernden Lichtes,
Und blickte wundernd um sich.

Sie hob sich sanft auf den stützenden Arm,
Gefällig dem Staunenden lächelnd,
Und lispelte freundlich ihm zu.

Er sank mit Entzücken in ihren Arm,
Und schmiegte Wange an Wange,
Und fühlte nur sie und sein Glück.

Jetzt nannt' er's Wohlthat, ein Mensch zu sein,
Und pries sich zum erstenmal selig,
Berauscht von Wonnegefühl.

Nun, Freund, nun frage auch ich: „Wie gefällt dir mein Lied? Hat ein so glücklicher Zustand keine Reize für dich?“

Jolas erwiederte sanft: „Was neckst du mich, glücklicher Mann? Du kennst ja mein Herz. Aber wer un-

ter euch, ihr Verehrer der Isis, würde mir, einem schlichten Anbeter des Vaters der Natur, seine Tochter vertrauen? Wo ist der Herzhafte, der Gütige, der es wagen möchte, einem Fremdling das Glück des Lebens einer frommen Verwandten zu übergeben? Welches gute Mädchen möchte auch die Mühen meines Berufes mit mir theilen? Aermlich ist des Fischers Gewerb, kein sorgenfreies Leben kann er seiner Braut verheißen. Wie könnte ich das Glück einer Würdigen machen?"

"O du allzubedächtlicher Jüngling! fiel Thiretas ein. Glaubst du denn, deine Gattin dürfe jemals nur die Hände in den Schooß legen, und zusehen, wie dir die Arbeit von Statten geht? Einer Gehülfin bedarf der Mann. Unglücklich die Arbeitscheue, die Müßige! Langeweile schleicht, wie eine giftige Kröte an sie heran. Um ihr zu entfliehen, gibt sie sich einem Heere fader Zerstreuungen preis, und wird so im Wirbel dem wahren Glücke des Lebens entwandt. Wie meinest du, Theone, könntest du es scheuen, einst deinem Manne bei der Arbeit zu helfen?"

So führte Thiretas manches bedeutungsvolle Wort, manche Erklärung herbei; und Jolas blieb nicht lange mehr ein einsamer Fremdling. Bald stand er, als glücklicher Bräutigam, neben seiner Theone, am Altare der erhabenen Isis.

Das Weinbecherlein.

Idylle.

Vierzehn Frühlinge sah Melitte blühen,
Eumon's Töchterchen, des betagten Fischers;
Treulich pflegt' es, als frommes Wärtermädchen,
Metamelen, das jüngste Kind Menippens,
Der begüterten Frau im Säulenhofe,
Der als Krone des schönsten Rebenhügels,
Weitum sichtbar, im stillen See sich spiegelt.
Täglich mußte die Kellerfrau dem Mädchen
(So befahl es die gütige Menippe),
Wenn es neben dem holden Kinde speis'te,
Auch ein Becherlein Wein zur Labung reichen.
O wie würzig entstieg des Traubensaftes
Süßer Duft für Melitten dem Gefäße!
Niemals hatte sie noch des Nektartrankes
Herzerfreuende Zauberkraft empfunden.
Wie betrachtete sie die klaren Perlen,
Die am Rande verpufften, mit Vergnügen!
Wie begeisterte sie sein sanftes Feuer
Zu erheiternden Liedchen für die Kleine!
Die Gebieterin freute sich der Stimmung
Ihres fröhlichen jungen Wärtermädchens,
Die ein Becherlein so zum Jubeln reizte.

Eumon legte zuweilen Angelschnüre
In der schilfigen Uferbucht des Weinbergs;

Da erblickte des Vaters Kahn Melitte,
Als ihr eben die Kellerfrau den Becher
Mit dem köstlichen Rebensafte füllte:
„O wie würde der süße Trank den Vater
Laben! dachte die wohlgesinnte Tochter:
Doch — was hindert mich, diesen meinen Antheil
Ihm geschwind an's Gestad' hinab zu bringen?“

Freudig schlüpfte sie durch's Gebüsch hinunter,
Sorgsam trippelnd mit ihrem vollen Becher,
Rief und winkte, bis Eumon näher schiffte.
Wohlbehagen im Herzen fühlend, reichte
Sie dem wundernden Greise das Gefäß hin:
„Lieber Vater, ich bringe dir zum Kosten
Von dem süßen Getränke, das die Herrin
Täglich mir, zur Erquickung bei dem Mahle,
Reichen läßt: das Vergnügen, dich zu laben,
Dünkt mich süßer, als wenn ich selbst genöße.“

„Gute Tochter, mich labet deine Liebe
Mehr, als würziger Wein; du tränkest sicher
Selbst ihn gern, und entziehst dir doch das Gute,
Nur um seltene Stärkung mir zu bringen.
Sieh! ich trinke, genieße deiner Wohlthat. —
Segne, Zeus, du Belohner guter Kinder,
Die durch Opfer den Aeltern Freude kaufen,
Segne gnädig mein gutes Kind Melitte;
Angenehmes und Süßes gieb ihr reichlich,

Ihr, die willig entbehrend, meine Kräfte
Mit so köstlichem Labetrunk erquickte!“

Einen Himmel im Herzen tragend, kehrte
Nun Melitte zurück, bestieg den Hügel,
Ihren Becher im Mäntelchen verbergend.

Plötzlich trat ihr die Herrin auf dem Pfade
Ernst entgegen: „Was lockte dich an's Ufer?
Was verbirgst du so bang in diesen Falten?“

„Sei nicht böse! Mich hat kein arger Wille
An das Ufer geführt, nur meinen Vater,
Der dort fischet, begrüßt' ich; sieh! ich kehre
Schleunig wieder, an's Lager Metamelens.“

„Zeige, Mädchen! Was hält dein Kleid verborgen?“
Hastig streckte Menippe beide Hände,
Um das kleine Geheimniß zu enthüllen;
Denn das Hehlen erschien der raschen Hausfrau
Fast verdächtig. Sie fand den leeren Becher:

„Sprich! was sollte der Becher — dort am Ufer?
Botst du Silber dem Greise zum Geschenke,
Und er weigerte sich, das Erz zu nehmen?“

„O Gebieterin, keinen solchen Argwohn!
Sprach, empörten Gefühls und hoch erröthend

Das entrüstete Mädchen, kein Gedanke
An Entwendung entweihte meine Seele;
Nur das süße Getränk, womit du gütig
Dieses schöne Gefäß mir füllen ließest,
Trug ich arglos hinab, den Greis zu laben.
War's ein Fehler, ihm diesen meinen Antheil
Ohne deine Bewilligung zu reichen,
So verzeih die Verirrung meiner Einfalt!"

Zärtlich küßte die Frau das gute Mädchen,
Drückt' es, innig gerührt, an ihren Busen
Und erwiederte: "Nicht nur keinen Tadel
Hat dein Geben verdient, du edle Seele,
Sondern herzliches Lob: Du bist mir lieber,
Weil du opfertest, was dir sonst doch werth ist,
Um den alternden Vater zu erquicken.
Komm! ich fülle dein Becherlein zum Lohne
Aus dem Krüglein, woraus ich selber trinke!"

Euthymus und der Geist Polites,

oder

Dinens Befreiung.

Erzählung.

Euthymus, der berühmte Wettkämpfer, ein Sohn des verehrten Astykles, Vorstehers von Lokri am südlichsten Horne Italiens, war mit ehrenvollen Siegeskränzen von den olympischen Spielen zurückgekommen, und schiffte nach Temsa, der geplagten Stadt, die weit umher im Rufe unglücklicher Verhängnisse stand, um seinen Gastfreund, den Demarchen Rhion, zu besuchen, und Anlaß zu verdienstlichen Thaten zu finden.

An der einladenden Erdzunge, wo die Wohnung Milons im Schatten hoher Platanen stand, trat er an's Land, und kam vor die Thür des verständigen Fischers, wo ihm Dine, ein sehr schönes Mädchen, entgegen trat. Betroffen von so viel Anmuth blieb er stehen und sagte: „Meine Geschäfte müssen die glücklichsten werden; denn mir begegnet beim ersten Tritte an's Land die holdeste Jungfrau.“

„Unglücklich genug, wenn ich's wäre“, erwiederte das schöne Mädchen, und schritt erröthend und scheu ins Gemach zurück.

Euthymus folgte ihr. Freundlich begrüßte Milon, ihr Vater, den Fremden. „Wie hängt das zusammen? fragte der wundernde Gast, indem er auf eine Bank sich

niederließ: „Mädchen hören sonst gern die Rede, die ihrer Schönheit Zeugniß gibt; aber deine Tochter erschrickt darüber, und nennt sich unglücklich, wenn ich wahr spräche.“

„Und das mit vollem Rechte, entgegnete Milon: eben heute ist das Fest der Mädchenschau. Die Schönste wird erkoren, und dem bösen Gespenste Polites zum Weibe gegeben. Alle Jahre quält dies schreckliche Wahlfest die ganze Stadt.“

Erstaunt fragte Euthymus wieder: „Welche verkehrte Gewalt konnte ein so scheußliches Opfer gebieten?“

Mit sichtbarem Mißvergnügen nahm der verständige Fischer das Wort: „Auf seiner langen Irrfahrt gerieth der Held Odysseus auch in unsere Gegend; seine Schiffsgenossen, von süßem Weine berauscht, erlaubten sich Unfug. Polites, der ärgste der Argen, entehrte eine unschuldige Jungfrau, das Volk lief zusammen und tödtete mit Steinwürfen den Frevler. Odysseus ging wieder zu Schiffe, ohne Rache zu nehmen; er mochte die Schuld des Bösen ermessen. Allein seitdem erschien ein Gespenst, schwarz und scheußlich von Ansehen, in der Stadt und in der Gegend umher; jeder, dem es nahte, sank blutend zur Erde, es schonte weder Geschlecht, noch Jugend, noch Alter; auch in den Häusern, wo doch jeder Sicherheit sucht, fielen die Einwohner röchelnd dahin, wie wenn die entsetzliche Pest Städte und Flecken entvölkert; lange Reihen schöner Wohnungen brannten nieder, niemand war seiner Habe, niemand des Lebens sicher; auch die Erde

bebte unter den Füßen, selbst am Tage irrten schwarze Gespenster zwischen den Trümmern. Unsere geängstigten Vorfahren waren entschlossen, die unseligen Mauern zu verlassen, und anderswo, unter bessern Vorzeichen, eine Ansiedelung zu versuchen. Doch sandten sie, ehe der Zug aufbrach, Gesandte nach Delphi. Diese brachten die Weisung:

„Temsa veröde nicht! Versöhnt den Rächer Polites,
„Weihet ihm Tempel und Hain, besoldet opfernde Priester,
„Bringt ihm jährlich ein Weib, von euern Töchtern die Schönste!“

Also lautete der Spruch des Phöbus. Wir Temser gehorchten, und das Gespenst gewährte den Folgsamen Ruhe. Heute ist nun der schreckliche Wahltag; das schönste Mädchen verschwindet jährlich, die Priester führen es in den düstern Tempel, nie kommt es wieder zum Vorschein. Wie viel Angst erweckt die traurige Wahl, wie viel Thränen fließen der Verlornen nach!“

Ein Tapferer ist auch ein fühlender Mann. Dem Helden ward das Herz in der Brust von Aerger und Mitleid bewegt, als er die schreckliche Lage der Töchter und ihrer bangen Aeltern erwog. „Soll da nicht zu helfen sein?“ dachte er, bat den Fischer, ihn zu seinem Gastfreunde Rhion zu führen, und sprach nachsinnend: „Laßt sehen, ob das grausame Gespenst nicht aus eurer Gegend zu verbannen ist. Vielleicht weiß mein Freund, der Demarch Rhion, heilsamen Rath.“

Sie traten ins zierliche Haus des angesehenen Man-

nes, aus dessen Fenstern der Blick leicht den ganzen Markt bestreifte. Mit hoher Freude ward Euthymus von Leukippe, der schöngeschmückten Hausfrau, und ihrem Gatten empfangen. Beide empfanden nicht wenig Stolz, einen so berühmten Gast zu bewirthen. Thyame, Rhions sinnige Tochter, die Gemahlin Lybas, des Priesters im dunkeln Polites-Tempel, nahm innigen Antheil an der Freude der Aeltern; denn Euthymus war ein stattlicher, einnehmender Mann, mit rothen Blüthen der Gesundheit auf den runden Wangen, mit Feuer im ruhigen kühnen Blicke, voll Muth und reifer Mannskraft.

Zusehends wuchs das bunte Gewimmel schöner Jungfrauen und rascher Jünglinge auf dem tosenden Markte. Der Archon erschien, bestieg ein erhöhtes Gerüste, zu beiden Seiten stellten sich die Zunftmeister und die Demarchen. Auch Rhion eilte dahin, um zu leisten, was seines Amtes war.

Herolde ordneten die geschmückten Mädchen, rechts am Gerüste, in zierliche Reihen; bald standen sie da, enge gedrängt, wie die schönsten Blumen des Sommers in reichbesetzten Gartenbeeten, eine wahre Augenweide! Links ward alles Volk vom Platze getrieben, damit ein freier Raum entstünde.

Einen weiten Kranz schloßen die scharfblickenden Jünglinge um den Markt her. Ernste Väter und bange Mütter schaarten sich zu äußerst im Bogen an den Häusern hin.

Ein Ruf lud zehn bestellte Ehrenmänner ein, vor die Herrscher zu treten, und ihrer Befehle zu harren. Folg-

sam stellten sich die Gerufenen an die Treppe des Gerüstes, und schwuren, gerecht zu entscheiden.

Ein geläufiger Griffel schrieb die Theile des Leibes und seine Verstaltungen auf kleine Täfelchen; der Schreiber warf die Täfelchen in eine prächtig gestickte Tasche. Jeder Beeidigte trat zu der Tasche, zog ein Täfelchen hervor, bewahrte es in der hohlen Hand, und schritt die Stufen herab.

Jetzt rief der Schreiber das Wort aus: Verkrüppelung! Da ging der Geschworne, welcher dies Wort auf seinem Täfelchen trug, langsam durch die Reihen der Mädchen, und wies alle, die mit hinkendem Beine oder mit höckerigem Rücken dahergingen, alle mit Gehängen am Halse, mit Auswüchsen im Antlitz oder häßlichen Narben Entstellte auf den leeren Platz zur Linken; mitleidige Blicke begleiteten die bedauernswerthen Geschöpfe.

Ein zweiter Ruf nannte den Wuchs. Da ergriff der Ehrenmann, der dies Wort auf seinem Täfelchen fand, einen schöngewachsenen Lilienstengel und ein Blumengeflecht von bestimmtem Maße, die beide am Rande des Gerüstes bereit lagen, hob sie hoch empor, und winkte einen Träger der Lilie und eine Trägerin des Geflechtes herbei; sie schritten langsam durch die Reihen der Mädchen; der Träger der Lilie lehnte sie an jede Gestalt; ragte die Jungfrau zwei Längen des Hauptes über sie weg, oder blieb ihre Scheitel eine Kopfhöhe unter dem Blumenmaße, so wies der beeidigte Mann sie zur Linken des Gerüstes; die Frau, welche das Blumengehäng

trug, schlang es jeder über den Hüften um den jugendlichen Leib; erreichten die Enden sich nicht vorne an der Herzgrube, so schied der Ehrenmann sie aus.

Der dritte Ruf lautete: Stirn. Der Träger dieses Wortes wandelte durch die Reihen der Jungfrauen, jede prüfend, und wies alle Stirnen hinweg, die zweiknollig oben hervorragten, oder Haarwuchs nährten, der fast bis zu den Augenbramen herabtrat, oder nackt hinaufstiegen, langgestreckt, bis nahe zur Scheitel, oder flach und breit sich zu den Schläfen dehnten, wie die Stirnen der Stiere.

Der vierte Ruf ertönte: die Augen. Der Geschworne sonderte, sorgfältig forschend, alle triefende, schielende, schiefgeschlitzte, weitvorglotzende, tief aus den Höhlen hervorglimmende Augen ab.

Der fünfte Ruf erscholl: die Nase. Der Prüfende ging betrachtend durch die gelichteten Reihen der Jungfrauen, und schied jede aus, die statt der Spitze einen Klumpen trug, oder deren Nase schief im Gesichte stand, mit Warzen prangte, oder wie die der Schafe zu offene Nüstern darbot, oder am Rücken vertieft sich häßlich aufstülpte, oder weit vorgebogen gegen die Lippe herabstrebte.

Der sechste Ruf galt den Wangen. Der Geschworne durchging die viel kürzern Zeilen der Mädchen, und wies auf die linke Seite alle magere, gelbblasse, eingefallene, alle aufgedunsene Wangen, alle grob vorstehende Backenknochen, alle seitwärts ragende Kiefer, die das Antlitz zum Vierecke verstalten.

Der siebente Ruf erfolgte: Mund! Der Forscher entließ von der rechten Seite zur Linken die hohen wulstigen und die schlappen hängenden Lippen, jeden allzuweiten, jeden schiefgezogenen, zahnlückigen, durch Schaufel- oder Hauzähne verstalteten Mund. Ein muthwilliges Mädchen stülpte mit Fleiß die Unterlippe nieder. Der Forscher erkannte sogleich den Betrug, und gebot ihr, mitten vor der Bühne auf der Erde zu sitzen.

Schon lange kicherten einige verwiesene Mädchen zur Linken. „Was gibt es da zu lachen?“ fragte ein Demarch vom Gerüste herab. Die Mädchen schwiegen, wie die Singvögel im Busche, wenn der Geier über ihnen schwebt. Endlich sprach eine gelbblasse Jungfrau: „Phyllis, das arge Mädchen, hat sich hinkend gestellt, um schnell der Angst zu entkommen; da steht sie gerade und schlank, wie ein Roggenhalm, und trippelt ein Tänzchen. Darum lachen ihre nächsten Gespielen.“ Die arme Phyllis mußte hervor aus dem Haufen, und sich neben die andere Büßerin zur Erde setzen.

Der achte Ruf bezeichnete das Kinn. Der Geschworne ging an der noch übrigen Zeile der Mädchen hin, und verwies jedes grobknochig vorstehende, jedes allzuspitzige, jedes unten mit fleischernen Wülsten umhängte, jedes gar zu winzige oder weit zurücktretende Kinn.

Der neunte Ruf betraf den Hals. Der Untersucher märzte die hochragenden, allzulangen, die dicken, zu fetten, die kurzen eingesteckten, die weitvorgebogenen Hälse aus.

Nun standen noch kaum ein Dutzend der schönsten Mädchen zur Rechten, angstvoll, manches nicht ohne Thränen.

Der zehnte Ruf erging: die Brust. Verschämt und ungern schlugen die Jungfrauen ihre Mäntelchen zurück, und standen da, nur vom zarten Leibrocke umhüllt, mit zierlichen Bändern gegürtet. O wie aufmerksam hingen alle Augen der Jünglinge an den schönen Gestalten! Der Prüfer entließ die allzureich Begabten; gerettet sahen sich auch die Hagern, denen das Kleid sich zu flach an die Rippen schmiegte. Nur drei der schönsten, tadellosesten Jungfrauen blieben zurück, weinend und trostlos.

Der Archon rief die beiden Büßenden aus dem Sande auf. „Schönheit, sprach er, bringt euch nicht in Gefahr, ihr hättet keiner Verstellung bedurft. Merkt euch, ein sträflicher Zug der Frechheit ist's, heiligen Ernst durch Muthwillen zu entweihen.“

Die eine erboßt, die andere weinend, barg sich im Haufen ihrer Gespielen.

Nun holte ein Herold den Priester des schrecklichen Polites und seine Opferdiener herbei. Lybas trat mit Würde vor die Bühne, im Schmucke des wallenden Priestergewandes, und sprach: „Gebietender Vorsteher, ehrenwerthe Demarchen! Gehorsam dem Gebote des Phöbus rufet ihr mich herbei, das jährliche Opfer der Stadt, die neue Gattin des Helden Polites zu empfangen. Unter den drei schönsten Jungfrauen gebührt mir die Wahl. Ich vollziehe den Willen des Gesetzes.“

Der Priester wandte sich zu den drei Erkornen, und rief sie in die Mitte hervor. Sorgfältig beobachtete sein Blick den Gang der Nahenden, ob er leicht oder schleppend, aufrecht oder wankend, schwebend oder plump sei. Sogleich entließ er die dritte wohlgenährte Schöne mit etwas wackligem Gange. Hohe Freude trat in ihr verstörtes Antlitz zurück, sobald das Urtheil gesprochen war; die trauten Gespielen fielen der Kommenden, glückwünschend, um den Hals. Nur zwei der Huldinnen standen noch, erblassend vor Angst, an den Stufen der Bühne. Der Priester gebot jeder: „Hauche mich an!“ fragte dann, wie viel Sommer sie zähle, welchem Hause sie entstamme. Endlich sprach er zu der einen: „Dein nicht angenehmer Athem, deine im Reden etwas schwere Zunge bestimmen dich zur Vermählung mit einem sterblichen Bräutigam. Dich aber, du holdeste der Jungfrauen, deren Anhauch rein wie Blumenduft ist, wählen die Götter zur Braut eines unsterblichen Helden.“

Dine, das schönste Mädchen, ward blaß, wie die weiße Rose, und sank vor Entsetzen zur Erde. Milon, ihr erschrockener Vater, drängte sich, schreiend, aus dem Haufen empor; die Opferdiener hoben die Ohnmächtige aus dem Staube, daß sie auf den Knien ruhte; die schönen Arme der Leidenden und das Grazienhaupt hingen welk über die Arme der Träger, wie an dunkeln Dornen zerschlagene Winden. „Unglückliches, einziges Kind! jammerte der Vater, so bist du denn zur Braut eines entsetzlichen Gespenstes verdammt, und dein alter

Vater muß einsam im Jammer vergehen!« Er kniete zu ihr in den Sand, umfing sie mit liebendem Arme, rieb ihr die weißen Schläfe, die blasse Stirn. Frauen nahten sich, strichen ihr Balsam unter die Nase, köstliche Salben an die Schläfe. Die Ohnmacht wich, Empfindung kehrte zurück, sie schlug die holden Augen auf, regte die Arme, den geliebten Vater zu umfangen; ihr Antlitz barg sich an seinem Busen. Thränen des Greises, vom heftigsten Schmerzen erpreßt, netzten ihre Wangen. »O wäre ich nicht mehr erwacht, lispelte Dine: besser, eine Leiche, als das Opfer eines Gespenstes zu sein!«

»Vergiß nicht, Mädchen, sagte der Priester ernst, daß Polites, dein Bräutigam, ein mächtiger Held ist! Und du, betäubter Greis, bedenke, daß dies Opfer deiner Tochter der gesammten Stadt Heil bringt; bedenke, wie groß es sei, durch Ergebung das Glück einer ganzen Gemeinde zu erkaufen.«

Er gebot, und seine Diener stellten Dinen auf die Füße; langsam schleppten sie die Schwache zur Pforte des Tempels, die Thür öffnete sich, der Priester schob sie hinein, und verschloß das Heiligthum. Als die Tochter verschwand, schrie Milon laut auf vor Jammer, und sank in den Staub, mit einer Ohnmacht kämpfend. Sobald er zur Besinnung kam, warf er sich hin an des Tempels verschlossene Thür.

Euthymus sah vom Fenster des Demarchen den herzergreifenden Auftritt mit an. Das Fest war zu Ende,

Rhion kehrte zu seinem Gastfreunde zurück. „Ist es möglich, fragte der tapfere Athlete, daß ihr schon mehrere Jahre solche Opferfeste feiert, und daß noch niemand den Einfall hatte, euch von dem fürchterlichen Geiste zu befreien? Laßt mich hin in den Tempel, ich will die holde Jungfrau retten.“

„Wo denkst du hin? erwiederte Rhion, willst du dich selbst und uns verderben? Phöbus gebot diese schauerliche Vermählung. Kein Sterblicher widerstrebt den Göttern ungestraft.“

„Hat doch Odysseus, versetzte der kühne Ringer, den Riesen Polyphem, Poseidons Erzeugten, geblendet, und Herakles die Stymphaliden, die Lüsternen nach Menschenfleisch, die Geier des Zeus bezwungen; noch fühle ich Kraft in mir, einen boshaften Knecht des Odysseus zu besiegen. Oeffnet mir nur die Pforte des Tempels!“

„Komm herbei, Leukippe, du verständige Hausmutter, und du, Thyame, kluge Gemahlin des Priesters, so rief der Demarch, vernehmt doch, wie fest unser Gast auf einem gefährlichen Einfalle besteht! Denkt doch! er will in den Tempel, und dem mächtigen Geiste Polites seine Braut entreißen. Bringet ihn ab von dem unglücklichen Gedanken, und rathet dem Tapfern, seine Kräfte für menschliche Gegner zu sparen.“

Das kühne Vorhaben des unerschrockenen Kämpfers erregte bei den Frauen mehr Wohlgefallen, als Abscheu. Längst hatten sie das schauerliche Wahlfest verwünscht.

Aber sie machten doch Einwendungen. „Polites ist ein entsetzlich grausamer Geist, vor Jahren hat er fast die ganze Gegend verödet; o wage es nicht, dein Leben einem Ungeheuer aus dem Orkus entgegen zu stellen; nicht mit menschlichen Sehnen, nein! mit Kräften der Unterwelt nimmst du es auf.“

Euthymus ließ sie errathen, er glaube, das Gespenst wirke nur durch Kräfte des Trugs und mißbrauche Menschengewalt. Das natürliche Gefühl der Frauen stimmte seinen heimlichen Gesinnungen bei, und sie waren geneigt, seinen Wunsch zu erfüllen.

Stille Eifersucht quälte ohnehin Thyamen, die Gattin des Priesters; denn sie hatte bemerkt, ihr Gemahl lasse sie nach dem jährlichen Wahlfeste geraume Zeit auf einsamem Lager schmachten; längst hatte sie ihren Verdacht der trauten Mutter geklagt. Jetzt ging in ihrer Seele ein stilles Freudenlicht auf, als sie hoffen durfte, das böse Spiel von Euthymus gestört zu sehen.

Sie rief den gutmüthigsten der Opferdiener zu sich, und sagte freundlich: „Dir, Treuer, sind die Schlüssel des Tempels vertraut; ein werther Gastfreund möchte zusehen, wie Polites in der Nacht seine Braut in's Ehebett abholt; öffne den Tempel, wenn ich dreimal klopfe.“ Der Diener versprach, dem Befehle seiner Gebieterin Folge zu leisten. Ohne daß der bedachtsame Vater oder die besorgte Mutter es merkte, flüsterte sie dem Gaste in's Ohr: „Sogleich nach dem Abendessen führe ich dich in den Tempel; mein Diener öffnet die Thür;

stärke deine Kräfte wohl mit Speise und erheiterndem Getränke!"

Indeß die Sonne sich neigte, ward das köstliche Mahl verzehrt; Dämmerung senkte sich nieder, und hüllte die Gegend in Dunkel. Da winkte Euthymus der aufmerksamen Thyame zu, und schlich aus dem Speisegemach; bald erschien auch die Gattin des Priesters, und führte ihn zur Waffenkammer ihres Vaters. Hier wählte er taugliche Wehren, ein gutes Schwert und einen handsamen Dolch. Die Freundin schnallte ihm passende Beinschienen und einen schützenden Harnisch an; sein Haupt bedeckte ein leichter Helm mit wehendem Busche. So bewehrt verließ er, in Thyamens Geleit, das Haus, wo der Lärm der Freude wiederhallte; beide gingen durch die schweigenden Gassen zum Tempel.

Stöhnend lag an der Pforte ein Mann hingestreckt; bald erkannten sie ihn als den Vater des geopferten Mädchens. "Fasse Muth! sagte ihm leise der Held, wer weiß, ob nicht Rettung herannaht?" Thyame klopfte mit dreifachem Schlage; da öffnete sich die Thür.

"O tritt nicht hinein ohne Licht, bat der Greis, schnell bring' ich dir eine leuchtende Fackel." Euthymus erkannte die Wahrheit, und hielt ein; denn im Finstern jeder ein Blinder, und Blinde sind leicht zu bezwingen. Milon eilte ins nächste Wohnhaus eines Freundes, und brachte Licht herbei. Der Kämpfer ergriff die Fackel mit der Linken, und trat, die Rechte zum Handeln frei, in den Tempel. Thyame entließ ihn mit freundlichen

Wünschen, und zog sich ins Haus ihres Vaters zurück. Milon legte sich wieder an die Pforte, noch traurig, doch nicht mehr so hoffnungslos als vorher, sondern erwartungsvoll, wie ein gebundenes Kind, das zwei Fechter nahen sieht, die den entscheidenden Kampf um seine Befreiung versuchen wollen.

Euthymus blickte nach dem geängstigten Mädchen umher. Dine saß auf den Stufen des Opferaltars. Als sie den bewaffneten Mann mit der Fackel hereintreten sah, schauerte sie heftig zusammen; denn des Dieners Rede hatte ihr verrathen, bald werde Polites erscheinen. Nun hielt sie den Kommenden für das vermummte Gespenst. Aber der Diener, ihren Schrecken bemerkend, rief ihr den tröstlichen Bericht zu: „Jungfrau, fürchte dich nicht, Polites zeigt sich nie in solcher Gestalt; dieser Gastfreund des Priesters will an deiner Seite stehen, bis der Geist dich zur Vermählung entführt.“

Dine, so sehr ihre Kräfte geschwunden waren, erhob sich doch von ihrem harten Sitze, als der schöne Bewaffnete nahte, und ihr thränengeschwollenes Antlitz beleuchtete. „O was führt dich her, sprach sie betroffen, der du so mitleidig mich anblickst? Gewiß willst du nicht bloß dein Auge weiden an dem gräßlichen Schauspiele, wie ein entsetzliches Gespenst mich in den Abgrund reißt!“

„Nein, holde Jungfrau! antwortete Euthymus, ich komme, dein Retter zu sein. Stehen die himmlischen Götter mir bei, so soll dich kein Geist aus dem Orkus berühren.“

„Was wagst du? sprach Dine furchtsam, willst du dein Schicksal mit dem meinen verflechten? O bedenke, ob menschliche Kraft es mit den Kräften der Geister aufzunehmen vermag. Du opferst dein Leben, ohne das meine zu retten.“

„Entschlossen wag' ich es, entgegnete der tapfere Mann, manches grimmige Ungeheuer, welches die Unterwelt ausspie, selbst den Cerberus, bezwangen die Helden des Alterthums; mich beseelt der edelste Trieb, Schönheit und Unschuld will ich dem Verderben entreißen, wie Perseus einst dem Meerscheusale die holde Kassiopea.“

„Mich dünkt, sprach Dine, heute Morgens begegnete ich dir, als du ins Gemach meines Vaters tratest; es scheint, irgend ein Himmelsbewohner führte dich zu meinem Troste herbei.“

„Wahrlich, der erste Blick auf dich, o du Liebenswerthe, hat mein Herz gerührt, aber das Urtheil des ganzen Volkes und dein schmähliches Unglück bewegten mir das Herz in der Brust mit unwiderstehlicher Gewalt. Ich will dein Vertheidiger sein, du theures Mädchen! — laß mich es aussprechen, du meine Geliebte! Weiche mir nicht von der Seite, kein böser Genius soll dich mir entreißen.“

„O könntest du es ausführen, was du vorhast, trefflicher Kämpfer! Aber hart ist dein Stand, dir droht die höchste Gefahr; du erscheinst mir ein göttlicher Held, wie Herakles, der Bändiger des höllischen Wächters, wenn du an Polites, das schreckliche Gespenst, dich wagst.“

„Willst du mein sein, geliebte Jungfrau? willst du meine Gattin werden, du Preis der holdesten Schönen, wenn ich Polites, das höllische Scheusal besiege?“

„Was könnte ich dir versagen, erwiederte Dine mit leiser Stimme, wenn du mein Retter wirst, großmüthiger Held?“

„So schwöre mir, du Schönste der Jungfrauen, du wollest mein Weib sein, wenn ich dich rette.“

„Here, die hohe Beschützerin der heiligen Ehe, sei Zeuge, daß ich dir immerdar angehören will, wenn du mich rettest!“

Euthymus bot der Jungfrau die kräftige Rechte dar, und sie legte die zarte schöne Hand darein, zur Bekräftigung ihres Versprechens.

Jetzt steckte er die Fackel auf einen Leuchter vor dem Altare, und setzte sich traulich auf die Stufen neben die hoffende Jungfrau. Sie sahen sich um; der Opferdiener war verschwunden; eine brennende Lampe stand vor ihnen auf einem Gestelle. „Wohin zog sich der Diener zurück?“ fragte Euthymus leise.

„Siehst du die Tafel mit der Farbe des Steins und der goldenen Aufschrift? Ein Denkmal scheint sie zu sein, aber sie ist eine leicht bewegliche Thür; durch sie kommt und verschwindet der Diener. Er brachte mir Wasser zum Trunke, Käse und Brod zur Speise, hier stehen die Gefäße; aber noch hab' ich Verzweifelnde weder Bissen noch Tropfen genossen.“

„Ein Glück! erwiederte der Tapfere, wer weiß, welches Gift diese ärmliche Kost birgt.“

Nicht lange ward dem trauten Paare die Zeit in Gesprächen voll Seele und süßen Vertrauens. Dine rieth endlich ihrem Beschützer, wohl auf der Huth zu sein, und alle Zugänge des Tempels sorgfältig zu erforschen.

„Nun! so will ich schauen, sprach Euthymus, ob jene Thür sich öffnen läßt, und wohin der Ausgang führt.“

Er trat zu der Tafel mit der leuchtenden Fackel, die Thür war nur angelehnt; er öffnete sie, und sah eine lange Treppe, die in die Tiefe hinabführte, wie es schien, in ein finsteres Gewölbe.

Eben wollte er's wagen, hinabzusteigen, da klirrte es unten im Keller, verworrenes Geschrei tönte herauf, Lichtflimmer bestreiften die unterste Wand, eine starke Stimme rief wüthend die Worte: „Du ließest den Feind herein, Dümmling, stirb!“ Ein Mordschrei folgte, und der Opferdiener sprang fliehend die Treppe herauf, Blut trof ihm vom Aermel. „Entflieh, entflieh geschwind! keuchte der Blutende, sie kommen, die Räuber, sie kommen! Mich wollten sie tödten, weil ich dich einließ.“ Der Unbewaffnete, von der Todesangst gejagt, wollte sich an dem Kämpfer hinwegdrängen; dieser hielt ihn auf und fragte: „Wer hat dich verwundet?“ — „Der Dolch des Lybas, laß mich fliehen!“

Euthymus ließ ihn entschlüpfen, denn er sah die Räuber, sie stürmten die Treppe herauf; er stand, wickelte flink den Mantel um den linken Arm, und don-

nerte hinab: „Zurück, ihr Frevler, oder mein Eisen durchbohrt euch.“

Sie flohen nicht, denn Panzer trugen sie unter der schwarzen Ledervermummung. Euthymus fühlte das Eisen mit dem ersten Stoße; doch ein zweiter fuhr dem Vordersten durch die Kehle; er stürzte hinab auf seine Gefährten. Ein anderer drängte sich darunter empor, begierig, den kühnen Streiter von unten zu durchstoßen. Doch schnell durchbohrte ihm das Schwert des Behenden das rechte Auge, und drang ins Gehirn. Er schlug im Falle die erschrockenen Genossen; sie taumelten zurück, die Treppe hinab.

Indessen war der verwundete Diener zur Tempelpforte geflohen, hatte den schließenden Sparren aus den Fugen gerückt, und Rettung im Dunkel der Nacht gesucht. Dinens harrender Vater schaute in den offenen Tempel, schlich langsam hinein, und lauschte im Schatten der Säulen.

Plötzlich entstand ein Gekrache hinter dem Opferaltar, eine zweite geheime Thür öffnete sich, und fünf schwarz vermummte Gestalten, wohlbewaffnet, drangen hervor. Euthymus sah es, verließ die Treppe geschwind, schlug die Tafelthür zu, und stellte sich daran, um den Rücken zu sichern.

Mit vereinigter Kraft drangen die fünf Mörder auf ihn ein, jeder erboßt, das Schwert in sein Blut zu tauchen. Euthymus unterfuhr mit der Fackel zwei Schwerter links, und schwang behende das brennende Pech bei-

den Gegnern über die Augen; mit der Rechten hielt er sich, durch künstliche Blitze des Schwertes, drei gezuckte Klingen vom Leibe. Gewandt sprang er vorwärts, die Fackel schüttelnd, und stieß den vom Peche Betäubten, jedem das Schwert ins Antlitz; sie stürzten dahin mit gräßlichem Schreien. Gewarnt vom Geschicke der Beiden wagten die übrigen drei sich nicht mehr so unvorsichtig heran. Doch Euthymus stürzte auf den äußersten Mörder zu, der seiner Rechten gegenüber stand, suchte mit der Fackel die andern zu bestreifen, und durchbohrte, schnell gebückt, dem Gegner den Unterleib, gerade als dieser den grimmigsten Hieb führte. Der Schlag streifte unschädlich am Helme hinab, auf die wohlverwahrte Schulter. Röchelnd stürzte der Durchbohrte zu Boden. „Schlag ihm die Fackel aus der Hand!“ schrie einer der Räuber. Aber Euthymus kam dem zuvor, und hieb ihn über den Vorderarm, daß er das Schwert verlor. Den letzten zeichnete ein Querstreich über das Antlitz, daß er schreiend dahin sank.

Jeder der Erlegten trug Stricklein am Gürtel, um Besiegte zu binden. Euthymus warf die Fackel auf den Boden, und rief: „Mädchen, leuchte mir!“ Dine hatte das Herz, die Fackel aufzunehmen, und in die Höhe zu halten. Auch ihr Vater rückte unvermerkt näher heran. Euthymus band zuerst den Gezeichneten über das Antlitz. Aber der Mörder, dessen Rechte verletzt hing, schlich herbei, und suchte mit der Linken dem beschäftigten Sieger den Dolch in die Seite zu stoßen. Plötzlich lief

Milon hin, faßte hinten die Hand des Erboßten, und riß ihn zurück. Dine schrie laut auf: „Ach, mein Vater, du hier? O mein Held, uns erscheint ein getreuer Freund.“ Euthymus sah, wie der einhändige Mörder mit dem Alten rang, und schlug den Frevler zu Boden; schnell wand er demselben den Dolch aus der Linken, ritzte ihm einen Kreuzschnitt in die Höhlung der Hand, und band ihm die Füße zusammen.

Forschend besah er die früher Gefallenen. Der schwer Verwundete, dem die Gedärme aus der Wunde drangen, ächzete laut, und versuchte wegzukriechen, wie der Rüde, den ein wilder Eber zerfleischt hat; aber der Schmerz verbot es, er sank immer wieder zu Boden, laut heulend. Die zuerst Gefallenen röchelten in ihrem Blute, dem Verscheiden nahe.

Der verwundete Opferdiener war in Rhions Haus, zu Thyame seiner Gebieterin geflohen. Mitleidig ließ sie die Wunden des Leidenden pflegen; der Demarch kam dazu, ward durch die Klagen des Dieners zur Neugier gereizt, und ließ sich den Hergang erzählen.

„Gütiger Herr! sagte der Verwundete: mir sind die Schlüssel zur Tempelpforte vertraut; deine Tochter, meine Gebieterin, trug mir auf, die Pforte zu öffnen, wenn sie dreimal klopfen würde; denn ein Gastfreund wolle die Erscheinung des Heroen Polites mit anschauen. Ich gehorchte; dein Gast trat bewaffnet ein, seine Reden zeigten, er wolle das geopferte Mädchen befreien. Das Vorhaben erregte mir stilles Bedenken, ich hielt es für

Pflicht, meinem Vorsteher, dem Priester Lybas, davon Kunde zu bringen, unbemerkt schlich ich aus dem Tempel, und eilte zu Lybas. „Was? fuhr er auf, du Unsinniger! Hier weile! Rühre dich nicht von der Stelle, bis ich zurückkomme!“ Sein Auge blitzte, seine Lippen zuckten vor Zorn, er fuhr hinaus, wie Aeols brausendster Wind aus der Höhle. Gehorsam harrte ich seiner Wiederkunft. Bald kam er wieder, hinter ihm sechs der verwegensten Erzgräber, lauter bekannte Räuber und Mörder. Sie warfen ihre Mäntel weg, und erschienen in schwarzledern er Tracht, jeder mit dem Schwert an der Seite, mit dem Dolche im Gürtel. Lybas nahm ein Panzerkleid und einen ähnlichen Lederanzug aus dem Kasten, hüllte sich drein, und ergriff, wie die übrigen, seine Waffen. Grimmige Blicke sandte er mir zu, als er den Dolch in den Gürtel steckte. Dann langte er eine Salbenbüchse hervor, jeder griff darein, und salbte sich Antlitz und Hände; jetzt sahen sie aus, wie schwarze Gespenster aus dem Orkus. Alle schwuren, den frechen Raufer im Tempel zu verderben. Drei ergriffen brennende Lampen, und schritten voran, die andern stießen mich unschonend vorwärts. Der Zug stieg in den Keller hinab. Kaum war ich unten, so fuhr Lybas mit gezucktem Dolche wüthend auf mich zu, und schrie: „Verräther! Du ließest den Feind herein, stirb!“ Er stieß auf mich los, ich hob zum Schutze den Arm, der Stich fuhr darein; aber ich entkam durch die offene Thür zur Treppe, die in den Tempel hinauf führt. Oben stand dein

Gast, eine Fackel schwingend, mit entblößtem Schwerte, ließ mich fliehen, und harrte meiner Verfolger. So entsprang ich der Todesgefahr, und rettete mich blutend in deine Wohnung."

"Ach! so ist es doch wahr, rief Thyame aus, daß mein Gatte in Verbindung steht mit den Bösewichtern des Bergwerks; o welche Gemeinschaft des Olymps mit dem Tartarus! Jetzt scheint es mir über Unerklärliches zu tagen. Warum blieb sein Lager so manche Nacht leer? Warum ging er so oft, in groben Mantel gehüllt, zum Schluchtenwalde, den jeder scheut? Wenn mich Wunder nahm, wozu so gräßliche Gesichter aus dem Bergwerke sich in seine Bekanntschaft drängten, so gab er mir den Bescheid, sie brächten ihm Rechnung über seinen Antheil am Ertrage der gewonnenen Erze. Ach! nun vermummt er sich selbst in die stygische Kleidung der Räuber, wüthet gegen seinen treuesten Diener, und überfällt mit Meuchelmördern den Tapfern, der Dinen beschützen will. Sicher wollte er das schöne Mädchen selber verderben."

Sie konnte vor Aerger nicht weiter sprechen. Der betroffene Vater brach in die Worte aus: "Auch in meiner Seele wird es hell über manchen bedenklichen Anstand. Wir bewahrten einen gefangenen Räuber im Thurme; auf die Frage: "Wer ist euer Anführer?" antwortete der Freche: "Ein heiliger Mann, den ihr alle verehret. Und als wir forschten: "Wie groß ist eure Zahl?" versetzte er: "Groß genug, um die Tem-

ser zu tödten.“ Auf die Frage: „Wer sind deine Gehülfen?“ fiel die Antwort: „Lybas kennt ihre Namen, seht sein Verzeichniß ein!“ Damals hielten wir dies für falsche Bezüchtigung, für boshafte Ausflucht, für List, uns auf falsche Spuren zu leiten. Ach, unglückliche Tochter, jetzt fürchte ich, jener peinlich Befragte bekannte die lautere Wahrheit; denn wir fanden ihn ermordet im Kerker. Mir waren Abends die Schlüssel zum Thurme entwendet worden, und Morgens hiengen sie wieder am Hacken; doch hatte noch niemand meine Schwelle betreten, als Lybas. Ich fühle es jetzt, er scheute den Verrath des Verhafteten, und gebot ihm mit dem Dolche ewiges Schweigen.“

„Schon damals, als er um die neue Priesterstelle und um dich als Bräutigam warb, brachte er mir ein freundliches Schreiben aus Delphi, worin Krantor, mein Jugendgenosse, ihn kräftig empfahl. Nachdem er dein Gatte war, reichte er mir einst ein Dankschreiben von Krantor dar; hinter dem Blatte lag noch ein vertrauter Brief ohne Unterschrift; doch dünkte er mich von Krantors Hand, des verdächtigen Inhalts: „Philetas und ich empfehlen dich zum Heroëndienste, doch mit der Bedingung, daß du den Brüdern vom Dolche entsagest; wiederhole nie die Auftritte in Delphi!“ Damals verstand ich die Stelle nicht, und Lybas wußte mich zu bereden, sie betreffe eine Verbindung junger Schulgespielen, die läppische Streiche verübten, und deßwegen seinen Freunden verhaßt sein.“

„Einst überraschte ich den Unbesorgten Morgens in seinem Gemache; da lagen häßliche schwarzbraune Ledergewänder auf den Stühlen umher, und sein Angesicht glich dem eines rusigen Schmiedeknechts; mir Spottenden sagte er, für seine Erzgräber habe er diese Kleider gekauft, und der Schmutz in seinem Antlitze rühre sicher von dem Kohlenstaube her, der ihm gestern anflog, als er aufmerksam der künstlichen Schmelzarbeit zusah. So schwatzte er mir wieder Beruhigung an.“

„Ach, Vater! fiel Thyame ein, wie oft eckelte mir, wenn er, ein Priester, so kyklopenmäßig beruset, in mein Schlafgemach trat! Bedenke auch, nicht Abends, wenn er vom Lustwandeln heimkehrte, nein! Morgens nach langer Abwesenheit, noch im Dunkel der Nacht, kam er aus seiner geheimen Gruft hervor, verstört, ungestüm, mißmüthig, mit unstäten Blicken. Manchmal befleckte Blut seinen Leibrock, wir entdeckten es bei Besorgung der Wäsche; er sagte: von Jugend auf stürze ihm zuweilen Blut aus der Nase. Aber wozu braucht er denn so scharfe Dolche? Im Winkel birgt sie ein Kästchen, das er einst zu schließen vergaß. Und im Oleaster-Wäldchen, die frischen Gruben, wozu? Heute stehen sie offen, morgen bedeckt sie ein kleiner Erdhügel, und in der Hitze — wie grausig verpesten dort Aasgerüche die Luft! Mir schaudert immer vor dem unheimlichen Dickicht. Abends im Dämmerlichte irren dort Flammen und schwarze Gestalten durch enge Windungen düsterer Büsche.“

Indem sie so sprachen, trat Euthymus zu ihnen:

„Seid froh! sprach er, euch verläßt die entsetzlichste Plage; der Quälgeist eurer Stadt ist entlarvt. Mit sechs seiner Helfer griff er an, aber es gelang, die Meuchelmörder zu erlegen. Gerettet ist die geopferte Jungfrau: Vater und Tochter führte ich eben nach ihrer Wohnung am Ufer. Das Volk sah Licht im Tempel, uud traf die Pforte geöffnet an; die Schaarwächter gingen hinein, fanden die erblaßten und die ächzenden Gespenster, und schleppten sie zusammen heraus vor die Pforte. Hier beschaute sie ein Haufen noch wacher Bürger; jeder erkannte den entsetzlichen Lybas, seinen Priester, als vermummtes Gespenst, und erwartete, was der Archon geböte.“

Der Vorsteher der Gemeinde ließ sogleich die Demarchen und Rathsherrn aus dem ersten Schlafe wecken, und befahl, die Erlegten in den Vorsaal des Rathhauses zu tragen, und die Wunden der noch Lebenden zu verbinden. Auch lud er den Helden Euthymus ein, der Versammlung Bericht und Rath zu ertheilen.

Rhion und sein berühmter Gast folgten ungesäumt dem Rufe. Der Archon nahm das Wort: „Da diese schwer Verwundeten den Geist aushauchen könnten, ehe die Wahrheit erhoben ist, durfte nicht gesäumt werden, bis Aurora uns wecken würde. Laßt uns nun alle Mittel der Klugheit brauchen, um Licht über die wichtige Geschichte dieses Abends zu verbreiten. Sei denn ersucht, ruhmvoller Kämpfer, uns kund zu machen, was du erfahren und gethan hast!“

Euthymus erzählte getreu die Geschichte dieses Abends im Tempel.

Der Opferdiener ward vorgeführt. Der Vorsteher ermahnte ihn mit eindringendem Zuspruch, zu offenbaren, was ihm von dem ganzen Treiben der Verletzten bekannt sei. Der junge Mann seufzete laut auf, und fiel auf die Knie, flehend: „Schonet meiner, o ihr Verwalter des Rechtes! Gedenket, wozu Gewalt und Furcht Sterbliche verleiten kann. Zu Delphi bin ich geboren, so wie Lybas, der fürchterliche Mann. Meine Aeltern übergaben mich ihm, mich armen unerfahrnen Knaben dem reichen übelberüchtigten Priestersohne. Erst brauchte er mich nur im Hause zu kleinen schuldlosen Diensten. Bald mußte ich aber Täfelchen tragen an Hetären und untreue Frauen; einst mißrieth mein Geschäft so übel, daß mich der Hausvater mit grausamen Schlägen bestrafte, und Lybas lud meinem Rücken noch härtere Streiche auf. Verzweiflungsvoll entfloh ich dem grausamen Herrn; aber seine Laurer fanden mich bald wieder auf. Er legte vor meinen Augen alle Werkzeuge der Martern aus, Peitschen, Geiseln, Hacken, Schrauben, Hecheln, und setzte mich, Drohungen donnernd, in Todesangst. Weinend flehte ich um Schonung, und versprach ewige Treue. „Wohlan! rief er, auf diese Bedingung schone ich deiner. Schwöre mir! sprich nach: „Zeus treffe mich mit vernichtendem Strahle, rächende Furien seien immer an meinen Fersen, alles Unheil der Ober- und Unterwelt stürme auf mich ein, wofern ich nicht blindlings ausführe,

was mir mein Herr gebeut.« Zitternd sprach ich die schauerlichen Worte nach, aber ich dachte dazu: »Grausamer, nicht du, Zeus ist mein Herr und Gott! Gern thue ich, was dieser Herr gebeut.«

»Um meinen Gehorsam zu prüfen, weckte er mich einst tief in der Nacht, gebietend: »Kleide dich an, folge mir!« Gehorsam, wie ein Lamm, das der Schlächter zum Opferaltar führt, ging ich hinter ihm her durch die finstern Gassen der Stadt. Vor einem Palaste standen flüsternde Männer, wie er, in schwarze Kleider vermummt. »Lustig, Brüder! sagte er, bald sind sie unser, Schätze und Braut; der alte Knauser mag heulen! Ist das Fensterchen ausgelöset?« — Sie betheuerten, es sei offen. Da führten sie mich an die Hinterseite des Palastes, an eine kleine runde Oeffnung in der Wand. Mein Angesicht reichte gerade bis an die Oeffnung. »Knabe, sagte mein Meister, wir schieben dich da hinein, du lässest dich sachte an der Mauer nieder, und kommst in eine Vorrathskammer, wo eine Menge köstlicher Speisen stehen; genieße davon, was dir gefällt; aber weile nicht lange, tappe leise zu der Thür an der Wand, die diesem Fensterchen gegenüber steht; geh' stille hinaus in die Hausflur, und wende dich links, an der Wand hinschleichend bis an die Hinterthür; schieb den Riegel zurück, und öffne! So kommst du wieder zu uns.« Ich weinte, denn ich empfand das Arge dieser Verrichtung. Lybas hob mich auf, und sprach: Gehorche mir! Du weißt, was du geschworen hast.« Er schob mich

durchs Fensterchen, mit den Beinen voran. Ich glitt hinab, und stand auf steinernem Fußboden. Bange tappte ich an Wänden und Tischen hin, ohne einen Bissen zu kosten, und fand die bezeichnete Thür, aber fest verschlossen, unmöglich konnte ich sie öffnen. Auch fing ein großer Hund im Hausgange zu bellen an. Erschrocken ging ich zum Fensterchen, und kündigte an, ich könne die Thür nicht öffnen, auch lärme der Hund. Lybas befahl mir, eilig herauszusteigen. Ich merkte, wie verdrießlich er war. „Aber schlägst du mich nicht?“ fragte ich ängstlich. „Gewiß nicht,“ entgegnete mein Herr. „So schwöre mir, bat ich, mich sollen die Furien zerreißen, wenn ich dich schlage.“ Schnell fuhr eine Hand herein, mich beim Schopfe zu greifen. Aber ich entwich ihr. „Komm nur heraus, flüsterte Lybas, es geschieht dir kein Leid.“ — „Traue, wer will! sagte ich, schwöre du erst: Mich sollen die Furien zerreißen, wenn ich dich schlage.“ Der Hund bellte immer lauter; Lybas schwur also. Da legte ich die Arme hinaus, um mich aufzuschwingen; er zog mich aber an Händen und Haaren schnell durch die Lücke, nahm mich auf den Arm, und eilte davon.“

„Oefters mußte ich ihn im Dunkel begleiten, einen weiten ledernen Sack mit Riemen tragend; wir stellten uns in einen finstern Winkel am Wege, und harrten, bis der erkorne Wanderer eintraf. Sah Lybas ihn nahen, so ergriff er leise den Sack, spreizte die Mündung auf, und warf ihn dem Unbesorgten über das Haupt, zog

schnell die Riemen an den Lenden des Gefangenen zu, und riß ihn in einen tiefen Keller. Gedämpft verhallte die Stimme des Rufenden im dicken Sacke; niemand kam zu Hülfe; er ward beraubt, und nackt mit verbundenen Augen auf die Straße geführt; manchmal floß auch sein Blut, wenn Entdeckung befürchtet ward."

„In ewigem Taumel von Wohlleben floßen meinem Herrn die Tage dahin; um den Aufwand zu bestreiten, wagte er jeden Frevel, der ihm Gewinn brachte. Endlich gerieth einer seiner Raubgenossen in die Hände der strafenden Nemesis, und gab ihn als den thätigsten Räuber an. Tempeldiener warneten den Priestersohn; er floh mit mir nach Italiens angenehmen Gefilden. Die Noth zwang den Dürftigen, in Temsa's Bergwerken zu arbeiten; aber der geringe Lohn reichte nicht hin, seine Ausgaben für Freuden der Liebe, des Tanzes und guter Mahlzeiten zu bestreiten. Als schöngebildeter, fröhlicher Mann schien er in jeder Gesellschaft willkommen; geschickt wußte er unter Freunden feinere Sitten zu zeigen, schmeichelte den Schönen, sang zur Zither zärtliche und scherzhafte Lieder, heuchelte gutmüthiges Wesen, und war schlau genug, die Geheimnisse der Häuser zu erkundigen, und aus jeder Entdeckung Vortheil zu ziehen. Vorzüglich in Rhions reichem Hause strebte er sich geltend zu machen, denn er hoffte, dessen schöne Tochtee mit allen ihren Schätzen zu gewinnen."

„Bald hörte er die Erzählung von Polites, dem gesteinigten Mädchenverderber, und von der Rache, die

dessen zürnender Genius, nach dem Glauben des Volkes, an Temsa übe, da beschloß er, diese Sage zu benutzen, und als schreckliches Gespenst die Einwohner zu plagen. Die lederne Kleidung der Erzgräber war leicht in die schwarze Tracht der Gespenster umzuändern. Bald warb er unter seinen Arbeitsgenossen lockere Gesellen an; sie nannten sich die Brüder vom Dolche, richteten in schwarzer Vermummung durch Raub und Mord, rings in der Gegend, Verheerungen an, verbreiteten überall Schrecken, überfielen einsam Wandelnde mitten in der Stadt, bekämpften neckend die Schaarwache, setzten Gebäude in Flammen, drangen als Gespenster in die Häuser ein, und erregten durch empörenben Unfug Grauen und Entsetzen. Zufällig steigerten schauerliche Ereignisse der Natur, andauernde Erschütterungen der Erde Angst und Verwirrung. Erinnert euch! Ihr waret geneigt, das unglückliche Land zu verlassen, und bessere Sitze zu suchen. Doch gefiel es euch, vorher Boten nach Delphi zu senden."

"Mit hoher Freude vernahm Lybas diesen Entschluß, und wirkte mir die Erlaubniß aus, als sein Briefträger im Geleite der Boten zu reisen. In Delphi gab ich meine versiegelten Rollen ab, und gestand den fragenden Freunden meines Meisters im Vertrauen, daß er noch immer die vorige Lebensart führe, und über eine Brüderschaft vom Dolche gebiete. Ihr kennet den pythischen Spruch, der euch zukam. Auch ich brachte Briefe an meinen Gebieter mit, welche wichtige Empfehlungen einschloßen. Er benutzte sie so gut, daß ihr den abgefeim-

ten Mann zum ersten Priester des Helden Polites erwähltet. Eine gute Wirkung für Temsa brachte diese Wahl hervor; Lybas verbot allen Brüdern vom Dolche, im Gebiete der Stadt als Gespenster zu erscheinen, oder zu rauben. In der Umgegend wagten sie manchen Raubzug. Zuweilen, wenn reiche Beute winkte, führte Lybas selbst in schwarzer Verkleidung die Brüder an.«

»Ihr wißt, welche Angst jährlich am Wahltage des Opfers die Aeltern und die schönsten Jungfrauen quälte. Schwerlich wißt ihr aber das Schicksal der armen Mädchen. Lybas hielt sie in tiefem Kerker gefangen, bis in der Nähe zu Laum ein bestellter Sklavenhändler aus Smyrna erschien, der jede um hohen Preis erkaufte, um Frauenzwinger asiatischer Fürsten zu schmücken. So zog der Verkäufer jährlich aus euerm Jammer großen Gewinn.«

»Immer fühlte ich inniges Mitleid mit Thyame, der guten getäuschten Frau, die manche Ahndung von den heimlichen Freveln ihres Gatten quälte. Heute gebot sie mir, dem siegreichen Euthymus, dem Gastfreunde ihres Vaters, den Tempel zu öffnen, damit er die Erscheinung des Gespenstes Polites und die Entführung des Mädchens beobachten könnte. Darüber gerieth mein Herr in Wuth, und zuckte den Dolch, um mich zu tödten. Ich fing aber die Stiche mit dem Arme auf, und hatte das Glück zu entrinnen.«

»Ihr müsset fühlen, daß ich die klare Wahrheit rede. Verzeihet, daß ich so lange schwieg! Furcht vor den

Dolchen so vieler Verschwornen hielt mir immer den Mund zu. Nie habe ich selber Blut vergossen. Manchen warnete ich, damit er entkäme. Strafet mich nicht für ein angstvolles Leben, zu dem mich ein grausames Schicksal wider meinen Willen verdammte."

Mit Staunen und Abscheu hörte der Rath die schauerlichen Entdeckungen an. Der Vorsteher lobte die Aufrichtigkeit des Bekenners, und versprach ihm schonende Behandlung. Im nahen Gemache sollte er Weisung erwarten.

Man ließ Lybas hereinbringen, setzte den Geschwärzten auf einen Stuhl und lösete seine Bande; die Schramme quer über sein Antlitz war bereits mit Pflastern belegt. "Fraget nicht lange! sprach er frech, mein Dümmling hat euch schon alles verrathen: deutlich vernahm ich durch die offene Thür die Reden des Thoren. Hätte meine eifersüchtige Frau mir den Klopffechter dort nicht über den Hals geschickt, gewiß wäret ihr, weise Herren und eure Töchter, noch lange mein Spielzeug gewesen. Sprecht nur mein Urtheil! die Brüder vom Dolche sind noch nicht ausgestorben; sie werden meine Rächer sein."

Viele kurze Fragen stellte der Richter an den Verbrecher; trotzig lauteten seine Antworten, meistens höhnend und ohne Hehl. Auf die Frage: "Welches Schicksal hast du unsern geopferten Jungfrauen bereitet?" erwiederte Lybas: "Mein Dümmling hat genauer beobachtet, als ich dachte. Ein Sklavenhändler von Smyrna kaufte sie: in Asiens Gynäceen könnt ihr sie finden.

Noch hätte ich des Fischers Tochter gern geliefert; denn ihr stämmiger Vater hat mir vor zwei Jahren einen Dolchbruder erschlagen, der sie zu rauben versuchte.“

Der Rath ließ den Bösewicht wieder binden, und gebot, ihn nach dem festen Thurme zu bringen. Eine Menge neugieriger Bürger hatten sich an die Thür des Rathsaales gedrängt, um das Verhör der Gespenster zu vernehmen. Aus ihrer Mitte hervor traten sogleich drei wohlgekleidete Männer, führten den Schuldigen hinaus, und eilten mit ihm dem Thurme zu; der Gefangenwärter konnte sie kaum einholen. In enger Gasse, nahe am Thurme, wandte sich einer der Führer, versetzte dem Wärter Stiche in die Brust; er fiel nieder, und die verkleideten Dolchbrüder entflohen mit Lybas.

Diese freche That ward sogleich dem versammelten Rathe gemeldet; er bot die Schaarwache auf, die Verhafteten scharf zu hüten, und schickte Herolde durch die Stadt, welche die Bürger zu den Waffen riefen. Streifwachen gingen durch die Gassen, und griffen alle Verdächtigen auf.

Eifrig setzten die Richter das Verhör fort. Der Rath beschloß, alle Erzgräber in Verhaft zu legen. Lybas, seiner Fesseln entledigt, irrte mit einem Gefährten in den Gesträuchen am Meeresufer umher, fürchtete jeden Augenblick, wieder ergriffen zu werden, und suchte einen Kahn, um zu Wasser der Verfolgung zu entfliehen. Schon graute der Tag. Nicht ferne von Milons Wohnung fand er einen Kahn an Pfähle gebunden, löste ihn

ab, sandte seinen Begleiter zurück, um den Verschwornen zu melden, er schiffe nach Laum, und begann seine Fahrt. Schon schwamm der Kahn eine Strecke vom Ufer, da erblickte ihn Milon, weckte schnell seine beiden Gehülfen; sie bestiegen einen Nachen, und ruderten schleunig dem Entführer ihres Kahnes nach. Als er ihnen nicht mehr zu entkommen hoffte, verließ ihn der Muth, und er stürzte sich verzweifelnd ins Meer. Sie knüpften ihren Kahn an den Nachen, stachen mit Stangen, die vorne Hacken trugen, in die Tiefe hinab, und suchten den Versenkten zu heben. Lange mißlang ihr Bemühen. Erst nach langem Tasten und Forschen zogen sie den Ertrunkenen in das Schiff, mit Erstaunen den verwundeten Lybas erkennend. Sie führten die Leiche ans Ufer, legten sie auf den Sand und meldeten dem Archon den Vorgang. Er befahl, die Kleider des Ertränkten genau zu untersuchen, und den Leichnam tief in die Erde zu verscharren. Man fand einen schweren Gürtel voll goldener Münzen um seine Lenden geschnürt, und eine Rolle Schriften in seinem Leibrocke. Sie enthielten ein Verzeichniß der Dolchbrüder, Rechnungen über den Ertrag und die Ausgaben der Erzgruben, Anzeigen von Laurern, wo etwa reiche Beute zu holen wäre, und einen alten Brief des Delphischen Priesters Krantor, mit Ermahnungen, der Dolchgesellschaft zu entsagen.

Auf Ersuchen des Rathes führte Euthymus die bewaffneten Bürger zum Bergwerke; alle Ausgänge wurden besetzt, und die Erzgräber aufgefordert, hervorzukom-

men. Die Uneingeweihten leisteten Folge, die Schuldigen suchten durch geheime Ausgänge zu entwischen. Die meisten wurden gefangen; nur wenige blieben in den Klüften versteckt, bis der Hunger sie nöthigte, hervorzukriechen, und sich den Wächtern zu ergeben.

Der Rath gebot, alle Mörder und Räuber im Meere zu ertränken. Das Erzgraben ward völlig eingestellt. Durch ein großes Jubelfest feierte das Volk seine Befreiung vom Joche der Betrüger und Mörder, die den Namen des Heldengefährten Polites mißbrauchten.

Alle Häuser prangten mit grünen Reisern, Tische und Stühle wurden auf die Gasse gesetzt, jede Hausmutter belud sie mit den besten Gerichten, die ihre Küche vermochte; die ältesten Weine wurden der langen Haft in Kellerwinkeln entlassen, und aus bekränzten Bechern getrunken; die Mädchen, denen der höchste Vortheil aus Euthymus Heldenthaten erwuchs, erschienen im herrlichsten Putze, mit bunten Kränzen auf den wallenden Locken, und die Jünglinge mit duftenden Blumengehängen geschmückt, die von der linken Schulter über die zierlichen Kleider zur rechten Hüfte liefen.

Euthymus war der König des Festes, er feierte zugleich seine Vermählung mit Dine, der Schönsten der Schönen; ganz Temsa sang Loblieder dem Sieger und seiner holdseligen Braut. Auf der Bühne des Marktes gaben die Vorsteher dem trefflichsten Paare ein köstliches Mahl; Sänger mit Harfen sangen die Siege des Bräutigams und den sanftern Sieg der Braut. Alle Einwoh-

ner zogen an der festlich geschmückten Bühne vorüber, legten ihre Kränze daran nieder und auf den Rand ein Geschenk, so köstlich es eines jeden Erwerb und Vermögen erlaubte. Am Ende dufteten Hügel von Blumen um die Gefeierten her, und die aufgehäuften Gaben verbargen die Aussicht auf das gepriesene Paar. Fröhliche Tänze umwirbelten in schönen Kreisen die Bühne; der Jubel dauerte bis spät in die Nacht.

Als Euthymus seine Geliebte zum Brautgemach führte, erschütterten die Stimmen der Freude und herzliche Glückwünsche weithin die heitere Luft, und das ganze Volk vor der Wohnung des glücklichen Paares versammelt, sang Hochzeitlieder, wie die jungen Tänzerpaare vor der Brautkammer, und brach in den fröhlichen Zuruf aus:

„Ewig halte die Liebe euch, Gatten, in seligen Banden!
„Muth und Schönheit, gepaart, zeugen das schönste Geschlecht.“

Pausanias Eliacon l. II. cap. VI. ed. Clavier. Paris 1820. Tome III. p. 262. etc.

Quant à ce qui regarde Euthymus, athlète célébre au pugilat, je ne dois passer sous silence ni ses victoires ni les autres actions qui firent sa réputation. Il étoit né parmi ces Locriens d'Italie qui habitent le pays vers le promontoire Zéphyrium; Astyclès passoit pour son père, mais on dit qu'il étoit fils du fleuve Caecinus, qui sépare la Locride du pays de Rhégium, et qui donne lieu à une remarque étonnante au sujet des cigales; c'est que dans toute la Locride, jusqu'à ce

fleuve, les cigales chantent de même que partout ailleurs, tandis que de l'autre côté, dans le pays de Rhégium, elles sont absolument muettes. On dit donc qu'Euthymus étoit fils de ce fleuve.

Ayant remporté la victoire au pugilat en la soixante-quatorzième olympiade, il ne put pas obtenir le même succès dans l'olympiade suivante; car Théagènes de Thase, qui vouloit remporter dans les mêmes jeux le prix du pugilat et celui du pancrace, eut l'avantage sur Euthymus dans le premier de ces exercices; mais ses forces se trouvant épuisées par ce premier combat, il ne put pas remporter le prix du pancrace, et les Hellanodices le condamnèrent à cause de cela à un talent d'amende envers le Dieu, et de plus à un talent de dédommagement envers Euthymus, parce qu'il sembloit que c'étoit à dessein de lui nuire qu'il avoit entrepris de combattre au pugilat; c'est pourquoi ils le condamnérent à lui payer une somme. L'olympiade suivante, Théagènes paya l'amende à laquelle il avoit été condamné envers le Dieu, et pour indemniser Euthymus, il ne se présenta pas au pugilat, dont Euthymus remporta le prix en cette olympiade et en la suivante. Sa statue est de Pythagore, et c'est un ouvrage de la plus grande beauté. Euthymus étant ensuite retourné en Italie, combattit contre un génie, et voici comment cela se passa.

On dit qu'Ulysse errant sur les mers après la prise de Troie, fut porté par les vents dans différentes villes d'Italie et de Sicile, et qu'il aborda ensuite à Témesse avec ses vaisseaux. Un de ses matelots s'y étant enivré viola une fille, et les gens du pays le lapidèrent en punition de cet attentat. Ulysse, sans faire attention à sa mort s'embarqua et partit; mais le génie de celui qui avoit été lapidé se mit à tuer sans relâche les habitants de Témesse n'épargnant aucun âge; ils étoient prêts à déserter l'Italie, lorsque la Pythie leur défendit de quitter Témesse, et leur ordonna d'appaiser le génie en lui consacrant une enceinte, lui bâtissant un temple, et lui offrant tous les ans pour femme

la plus belle des filles de Témesse. Ayant exécuté tout ce que le Dieu leur avoit ordonné, ils n'avoient plus rien autre chose à craindre de ce génie. Euthymus vint par hasard à Témesse à l'époque où se faisoit l'offrande accoutumée; il s'informa de ce qui se passoit, et eut envie d'entrer dans le temple pour voir la fille qu'on offroit. A peine l'eut-il vue que d'abord la compassion, et ensuite l'amour s'emparèrent de lui; et la jeune fille lui ayant juré de l'épouser s'il parvenoit à la délivrer, il s'arma, attendit ainsi l'arrivée du génie et le vainquit. Chassé de Témesse, le génie disparut en se plongeant dans la mer. Voilà comment Euthymus fit un mariage célébre, et comment le pays fut pour toujours délivré de ce génie.

J'ai aussi appris au sujet d'Euthymus, qu'il parvint à la vieillesse la plus avancée, et que cherchant à éviter la mort, il disparut d'une autre manière du nombre des mortels. J'ai su d'un commerçant qui avoit été par mer à Témesse, que cette ville étoit encore habitée. Tout cela, je l'ai appris par oui-dire; mais voici ce que j'ai vu.

Un tableau que j'ai eu sous les yeux, copie d'une peinture très-ancienne, représentoit le jeune Sybaris, le fleuve Calabrus, la Fontaine Calyce [Calyca], la ville de Héra et celle de Témesse, ainsi que le génie qu'Euthymus chassa. Il est fort noir de figure, vêtu d'une peau de loup, et d'un aspect très-effrayant. Une inscription qui est sur le tableau lui donne le nom de Lybas. Mais c'en est assez sur ce sujet.

Cellarii Notitia orbis antiqui Tom. I. p. 722.

Temesa, quae et Temsa dicitur, prima (post Laum) urbium Bruttiorum (a Borea versus austrum progrediendo). Plinius III. c. 5. oppidum Temsa, a Graecis Temese dictum. In Tabula etiam Temsa. Strabo l. VI. p. 176. A Lao prima urbs Bruttiorum Temesa, quam nunc Tempsam vocant, ab Ausonibus condita. Et Ptolemaeus Tempsa.

Strabo l. VI. p. 465. ed. Janssoni Amstelod. 1652. 12.
Ab Lao sane prima urbs Bruttiae erat Temesa, quam Ausonii condiderunt.... Prope Temesam sacellum est, oleastris circumseptum, Politae Ulyssis socio dicatum: quem Barbarorum fraude trucidatum graves excitasse iras tradunt. Ad eosque extare proverbium: Heroëm Temesae ingruere sibi dicat nemo.... Ad Temesam aerifodinarum locus ostenditur.

Der Blumenstrauß.

Idylle.

An dichtbegrasten Rainen ging Aëdon hin und durch flüsternde Wäldchen am Ufer, und suchte die schönsten Blumen am sonnigen Bord und im Schatten. Jetzt stand er an Irenens Garten, und pflückte weiße Rosen aus dem Zaune und die gelbrothen Blüthen des Geißblattes. Plötzlich rauschte es im Busche, und ein Netz flog dem Sorglosen über das Haupt, und schlang sich um seine Hüften. Lächelnd stand Irene auf der andern Seite des Zauns, und hielt ihn im Netze gefangen.

„Hab' ich dich? rief sie mit schalkhaftem Ernste, du Heckenfeind, ärger als die Ziege! Für wen reißest du die Blüthen ab?„

Aëdon wehrte sich zum Scherze, wie ein Fisch an der Angel, vermied es aber wohl, sich loszureißen: „Ach Gnade! bat er, es ist ja das erste Mal!„

Irene. Nein, du schlimmer Dieb, du kommst mir

nicht los, bist du gestehst, für wen du den Strauß pflückst.

Er seufzete schalkhaft: „Du wirst mir's nicht glauben."

Irene. Sprich nur! Welchem Mädchen willst du die Küsse damit bezahlen?

Aëdon. Keinem.... O wehe, die Dornen hier!

Irene. Ei, daß dich zehen Dornen ritzten — mit deiner Jammermiene! Gestehe!

Aëdon. Mein Strauß ist einem lieben ehrwürdigen Greise bestimmt.

Irene. Nun ja doch! es ist richtig: Diebe lügen gern.

Aëdon. Sagte ich's nicht, du würdest mir nicht glauben? Und es ist dennoch so wahr — so wahr, als — daß du mich hier im Netze hältst.

Irene. Wahr, daß die Liebe diesen Strauß pflückte, das könnt' ich begreifen.

Aëdon. Liebe, wenn du willst, aber mit Ehrfurcht gepaart.

Irene. Laß die letzte weg! Du beredest mich nich., ein Schmetterling fliege nach Trauben, so lang ihm Wiesenblumen winken.

Aëdon. Wie stolz ihr seid, ihr schönen Mädchen! Meint ihr denn, ein Jüngling könne niemandem gut sein, als seinem Liebchen? Sieh, ich verehre einen Greis mit Silberhaaren, und habe ihm eben ein Liedchen gedichtet.

Irene. Wenn du mir das Liedchen singst, laß ich dich los.

Aëdon. Frischgefangene Lerchen singen nicht gern.

Irene. Sei denn frei, und singe!

Sie zog ihm das Netz vom Haupte, und Aëdon sang:

Das Auge sieht mit Lust
Den ältern Rosenstrauch,
Den rings ein kleiner Hain
Von Schößlingen umblüht;
Mit Lust den ältern Baum,
Um den ein weiter Kreis
Von jungen Bäumen sproßt,
Schon reich an süßer Frucht.

In sanfter Rührung hängt
Der Blick am treuen Huhn,
Das seiner Küchlein Schaar
Mit bangem Laute lockt,
Des Geiers scharfer Wehr
Und seiner Schwachheit selbst
Vergißt, und kämpft, und sich
Zum Opfer willig weiht.

So hängt mit sanfter Lust
Und Rührung oft mein Blick
An dir, o edler Greis,
Wenn du im weiten Ring

Von blüh'nden Kindern stehst,
Und froh mit Enkeln spielst,
Zu Sorgen für ihr Wohl,
Zu Opfern stets bereit.

Ehrwürdiger ist nichts,
Als ein Gesegneter,
Der eine Jugendschaar
Zu Glück und Tugend zog;
Nichts lieblicher zugleich,
Als wenn sein Silberhaar
Mit Kinderlocken sich
Bei Engelsküssen mengt.

Sein schönes Beispiel wirkt
Auf Herzen, wie im Mai
Der Thau auf dürres Land,
Wirkt mehr, als Wort und Lied.
Dein Anblick, Vater, lehrt,
Und deiner Kinder Kreis,
Daß Gute glücklich sind,
Daß Redliche gedeih'n.

O lehr' uns lange so
Durch Thaten, frommer Greis!
Noch oft erquicke dich
Mit Blumenduft der Lenz!

Sieh, welch ein Farbenprunk
Nur Schade, daß er welkt!
Mir welke deine Gunst
Nie so, wie dieser Strauß!

Beschatte lange noch
Die jüngern Bäum' umher,
Bejahrter Baum voll Frucht!
Laß lange noch auch mich
In deinem Schatten ruh'n!
Erhalt' ihn lange grün,
Erhalter jeder Kraft!
Erhalt' ihn lange grün!

Irene. Wer ist der Achtungswerthe, von dem du singst?

Aëdon. Der Vater meiner Freundin!

Irene. Komm herein in meinen Garten! Hier sprossen Rosen und Lilien, blauer Baldrian und noch manche herrliche Blume. Pflücke dir den schönsten Strauß! Sein Duft soll ja einen Edeln erquicken.

Perseus und Andromeda.

Erzählung.

Nach der Besiegung des Kaisers Bonaparte im Jahr 1814.

Oede lag die Gegend am äthiopischen Strande, kein Schiff nahte der unglücklichen Bucht; furchtsam blickten die Menschen von fernen Hügeln in die Sandebene; nur in wohlverwahrten Höhlen am hohen Ufer, wo steile Klippen ragten, bargen sich noch arme Fischer, mit dem argen Geleite von Angst und Noth.

Nur an langen Seilen wagten sie, ihre Hamen in die Fluthen zu senken, um spärlichen Fang an steilen Felsenwänden emporzuziehen, und wenige Ziegen im Gebirge, mit Sorgen gehütet, erquickten die Darbenden mit Milch. Gefahr drohte jedem Wanderer am Meere, noch mehr den Schiffenden auf treulosen Fluthen. Denn plötzlich zur unbestimmten Zeit tauchte ein schauerliches Ungeheuer aus den Wellen auf, schwamm an den Strand, und verschlang, was grünte und lebte.

Groß, wie ein Wallfisch, über und über gepanzert mit grünbraunen Schildern, langgeschwänzt wie ein Drache mit scheußlichem Doppelhaupte, schoß es auf sechs weitgreifenden Krokodillfüßen seiner Beute nach. Wenn es lauernd schlich, schnitt sein schwerer geschuppter Bauch eine tiefe Furche in den Grund, als hätten rasche Pferde den dicksten Eichenstamm über nasse Wiesen gezogen, und

die harten Riesenklauen drückten Gruben in den Rasen, tiefer als der schwerste Karst sie schlägt.

Ein scheußlicher grauer Zackengrath lief den langen Rücken hinab. Das eine Haupt, viel größer als das Haupt des gewaltigen Nashorns, trug einen häßlichen Kamm auf der Stirn, blutroth und bläulich, der sich aufblies, wie ein Schlauch, wenn die Wuth das mächtige Thier entflammte; sein Ohr verwahrten dunkelblaue Häute; den weiten Rachen füllten Hackenzähne in doppelten Reihen; grüngelbfunkelnde Augen glotzten wie Feuerkugeln aus dem Schädel hervor. Im nächtlichen Dunkel qualmte feuriger Dampf aus den weiten Naselöchern und dem offenen Schlunde; lange Barthaare, stärker als Nadeln des Stachelschweins, umstarrten die riesenhafte Tiegernase.

Unter der Stirn des zweiten Hauptes ragten, hinter den im Kampfe geblendeten Augen, ein Paar knorplichte Spritzröhren, aus denen das aufgebrachte Mißgeschöpf Ströme stinkenden Wassers hervorschoß. Rothe Fuchsohren richteten hinter den Röhren sich auf, und eine Fuchsschnauze, übermäßig groß, drohte mit grinsendem Gebisse. Doppeltönig dröhnte das Geschrei des aufgebrachten Riesenmolchs; aus dem einen Halse heulte es entsetzlich, wie eine Heerde Tieger; aus dem andern bellte es durchdringend, wie eine Heerde Füchse.

Also bewaffnet schleppte das Scheusal sich ans Ufer, rannte auf Hirten und Heerden los, verschlang die Schafe als Brosamen, die Menschen als Bissen, verwüstete Gär-

ten und Felder, zerknickte die Haine gleich Halmen, verzehrte alles, was grünte und lebte, ja wühlte selbst die Leichen aus Gräbern hervor.

Lanzen und Pfeile prallten von seinem Panzer ab, wie Binsen und Spreu von ehernen Schilden. Schon öfters hatte sich ein Heer von Tapfern dem Unhold entgegengestellt; aber er spottete aller Waffen, weidete mit schrecklicher Gier in Kriegerhaufen, und verzehrte Geharnischte, wie ein Lüsterner geschalte Krebse. Bis zur Stadt Joppe verfolgte er das fliehende Heer, hob sich brüllend an den Mauern empor, drückte sie nieder mit entsetzlicher Kraft, und riß mit den Riesenklauen die Thürme ein, worin er Bewaffnete witterte. Er stürzte die Häuser in seinem Grimm, und machte die Stadt zum einsamen Schutt.

Selbst verzehrendes Feuer setzte dem Verwüster keine Schranken. Kepheus, der König, hatte geboten, das wüthende Thier in einen Kreis hellbrennender Häuser einzuschließen; aber es löschte die Flammen, wohin es sich wandte, aus weiten Spritzröhren Wassergüsse sprudelnd. Keine Menschengewalt vermochte das Uebel zu hemmen. Kein Fischer wagte sich aufs Meer, kein Hirt auf die Ebenen am Ufer. Nur die steilen Gebirge boten den Fliehenden bewährten Schutz, und in versteckten Thälern fanden die geschwächten Heerden kärgliche Nahrung.

An die hohen Uferfelsen, über denen sich die Fischer in Höhlen bargen, lehnte sich eine Reihe waldiger Berge, von Schluchten und Thälchen durchschnitten; Bächlein

plätscherten in steinigen Betten, oder brausten von Klippenwänden. Die Kinder der Fischer hüteten ihre Ziegen an den buschigen Abhängen.

Ueber der Wand eines Wasserfalls hatte der Fischer Alkon sich eine Hütte erbaut, sicher da wohnend mit seiner Schwester Amine. Heute war er über die Berge hin zum Tempel des Pans gewandert, um die Hülfe der Götter zu erflehen, und zu vernehmen, welche Antwort die Männer brachten, die jüngst der König gesandt hatte, das Orakel des Zeus zu befragen. Seit gestern harrte das Volk begierig auf ihre Rückkunft.

Amine weidete indeß ihre Ziegen im Gebüsche; der junge Fischer Idas, ihr Nachbar und Geliebter, half ihr gern beim Hüten der kleinen Heerde. Schon neigte sich die Sonne ins Meer, und Alkon kehrte noch nicht zurück. Die Harrenden bestiegen das Haupt eines Berges, um auf den Pfad des Erwarteten hinaus zu schauen. Indeß kletterten die Ziegen zu den fettern Büschen am Bache hinab.

Plötzlich dröhnte unten, am Eingange des Thälchens, das Brüllen des Ungeheuers, vernehmlich krachten zerknickte Stämme, es rauschte näher und näher. Der Verwüster schien hier Beute zu wittern. Idas eilte hinab, die Heerde zu retten; umsonst strebte Amine, ihn zu halten; er flog den steilen Pfad hinunter, und lockte die Ziegen mit bekanntem Laute. Bereits erschrocken kamen sie gern herbei, und folgten ihm den engen versteckten Pfad hinauf, der an der Seite des Wasserfalles zu Al-

kons Hütte führte. Amine empfing den Retter mit offenen Armen, froh, ihn der Gefahr entronnen zu sehen.

Nicht lange, so erschien im tiefen Rinnsaale des Bächleins das gierige Raubthier. Geschwind jagte Idas die Heerde noch höher den Berg hinan, und zog die Geliebte auf eine erhabnere Felsenstufe. Dort an den Rand gelagert harrten sie des Beginnens der unbehülflichen Rieseneidechse.

Amine rief die gütigen Bergnymphen an, sie möchten den Vertilger zurückscheuchen, und gelobte ihnen das schönste Zicklein zum Opfer.

Das Ungeheuer schleppte sich hastig durch die Schlucht des Bächleins herauf, zu beiden Seiten den Wald zerknickend, daß eine Bahn der Verwüstung sich hinter ihm senkte. Bis an den Wasserfall trug es den lastenden Rumpf, richtete brüllend sich an der nassen Felsenwand empor, schlug eine der Vordertatzen an den obersten Rand der vorragenden Klippe, und suchte sich fest zu klammern. Wie ein rother Feuerstrom schoß der giftige Qualm aus Nase und Rachen über die Wand herauf. Den Schauenden stockte der Athem vor Angst.

Aber, o Glück! — das morsche Gestein des Randes zerbrach, und der ungeheure Koloß stürzte in die Tiefe, daß die Erde erbebte. Noch zweimal versuchte das Scheusal empor zu klimmen; aber immer fiel es wieder zurück in das schroffe Becken des Wasserfalles. Die gütigen Oreaden schienen ihm den engen Pfad, durch die Bergschlucht empor, hinter Büschen zu bergen. Endlich wandte

es den scheußlichen Leib, und kroch seine Verwüstungsstraße zurück mit erschütterndem Brummen.

Nicht mehr ferne wandelte Alkon durchs dämmernde Dunkel; jetzt stand er horchend; denn ihn däuchte, er höre Gebrüll. Sollte seine Schwester und die Heerde in Gefahr schweben? Er verdoppelte seine Schritte. Das scheußliche Getöse schien näher zu rücken; bange schlug ihm das Herz: sollte er wohl gar dem Ungeheuer in den Rachen eilen? Er stand wieder, und horchte durch das wachsende Dunkel. Noch aus bedeutender Ferne schien das Getön zu kommen. Er lief dann eiliger über den Berg, seine Hütte zu erreichen.

Kaum hatten Amine und Idas die erschrockene Heerde durch lockende Laute um sich versammelt, und sorgsam sie zur Hürde herabgeführt, so erschien Alkon, und rief ihnen seine Freude zu: „Dank den Göttern! unverletzt find' ich euch und die Heerde. Was war denn das für ein Gebrüll, das mir so grausig entgegen tönte?“ Beide Liebende nahmen ihn froh in die Arme, und erzählten, welcher Gefahr sie eben entronnen seien.

„O Bruder, wie nahe, sprach Amine, wie nahe schwebte uns das Verderben! Mir brachen vor Schrecken die Knie, schwerlich hätte ich die Höhe zu ersteigen vermocht, wäre mir Idas nicht zu Hülfe gekommen. Auch dort oben auf der Felsenstirn hätten wir kaum Sicherheit gefunden, wären die gütigen Oreaden nicht unsere Beschützerinnen geworden. Morgen flechte ich ihnen Kränze, und ziere die schirmende Felsenwand mit Blumengewin-

den, wie ein Heiligthum, und wir opfern das schönste Zicklein. Wenn der Tag zurückkommt, dann blick hinab auf die niedergedrückten Sträuche und Bäumchen! dann wirst du sehen, welch eine wüste Bahn der entsetzliche Verderber in der Niederung zog."

Da erzählte sie, wie Idas die Heerde rettete, wie das Ungeheuer vom steilen Felsen fiel, und endlich davon kroch.

Jetzt traten sie in die Hütte, und Alkon begann also seinen Bericht: "Beim Tempel Pans fand ich eine Menge Flüchtlinge, die das Ungeheuer vertrieben hatte. Einstimmig verkündigten die Männer der verwüsteten Stadt, das Orakel des Zeus habe dem fragenden Könige die schreckliche Antwort ertheilt:

"Deine Königin ließ sich schöner preisen, als Juno,
"Schöner dein Töchterchen sich, als alle Töchter des Nereus,
"Gib das Mädchen dem Unthier preis, so endet die Plage."

Als der strenge Ausspruch in der Felsenburg erscholl, wohin der König geflohen war, sank Kassiopea, die Königin, ohnmächtig vom Throne, und Andromeda, ihre schöne Tochter, saß blaß, wie eine Leiche: nur der Zweifel, ob die gerechten Götter wirklich ein solches Verderben über ein schuldloses Haupt bringen könnten, erhielt die Jungfrau noch bei Sinnen; denn wenig hatte sie sich um die übertriebenen Lobsprüche der schmeichelnden Sänger bekümmert, und sorglose Unschuld war ihr Leben.

Ein allgemeiner Jammer ertönte in der Burg; wem noch junges Blut in den Adern rollte, und lebhaftes Gefühl das Herz bewegte, suchte dem Orakelspruch eine mildere Deutung zu geben; aber die kalten Höflinge, die Priester und die Greise mit verknöcherten Herzen bestanden auf der pünktlichen Vollstreckung des Götterwillens. Weinend mußte der alte König ihre Schlüsse bestätigen. Morgen mit der kommenden Sonne wird Andromeda, die königliche Jungfrau, ans Ufer gebunden, dem Ungeheuer zur Beute.«

Aminen traten Thränen in die Augen. »Ach, ihr Himmlischen, sprach sie, welch ein hartes Orakel! Doch vergebt, gerechte Götter! ich wage es nicht, euren Ausspruch zu tadeln; vielleicht soll er nur Anlaß zu schönen Thaten geben; vielleicht ist Hülfe möglich.«

Die halbe Nacht floß hin unter Gesprächen voll Sorgen und Mitleids. Endlich heischten die müden Sinne Ruhe. Doch nach kurzem Schweigen sagte Amine: »Ein Himmlischer scheint mir ein Rettungsmittel in die Seele zu flüstern; lieber Bruder, die guten Bergnymphen haben zwar unsere Heerde gerettet; aber wolltest du nicht einige Ziegen opfern, um das Verderben von der Königstochter abzuwenden? Weißt du? Schon oft ließ das Ungeheuer den Hirten entfliehen, wenn ihm Thiere der Heerde zur Beute blieben. Laßt uns morgen einige Ziegen zur Stelle treiben, wo wir Andromeda ans Ufer gebunden erblicken. Wenn die Thiere zwischen ihr und dem Meere weiden, sättigt sich das Ungeheuer an unsern

Opferziegen, eilt vergebens uns Fliehenden nach, und geht wohl wieder in die Fluthen zurück, ohne die schuldlose Jungfrau zu sehen."

„Gutes Mädchen, rief Alkon, dich haben die Götter erleuchtet; ja wir können die Retter der Königstochter, der holden Unschuld werden. O wie leicht missen wir einige Thiere um so schönen Preis! Hätte sie ja doch der Wolf oder das Mißgeschöpf zu rauben vermocht, und ein einziger gesegneter Fischfang ersetzt das Verlorne mit Gewinn."

„Auch ich, Geliebte, sprach Idas, will ein Paar Ziegen dahin treiben; wir wagen das Opfer, o Mädchen, mit dem besten Herzen! Ich glaube gewiß, eine Gottheit weckte den edeln Gedanken in deiner Seele. Wie könnten wir's ertragen, daß die holde freundliche Jungfrau so unschuldig dem Ungeheuer zur Speise würde?"

Alkon erwiederte: „Schon auf dem Rückwege vom Tempel Pans schwebten mir — ach! leere Einfälle vor der Stirn, wie etwa die Prinzessin zu befreien wäre: keiner hielt Stand. Und sieh! Nun zeigst du unvermuthet ein fast sicheres Rettungsmittel. Das Orakel spricht ja nur, Andromeda werde preisgegeben, aber nicht, sie werde dem Rächer zur Speise. Gewiß erbarmen sich die Götter der sanften Unschuld."

Idas nahm das Wort von neuem: „Andromeda ist jedes Opfers werth; vernehmt, wie gütig sie ist. Als ich einsam an der Mündung des Schmerlenbachs kleine Fische fing, kam sie, um die Arbeit haushälterisch zu

ordnen, an die Kiesgruben, wo ihre Mägde köstliche Leinwand rein wuschen; da rißen die Zephyre einen schönen weißen Schleier in den Teich, und die Mägde strebten umsonst, ihn mit Stäben heraus zu langen. Gern lief ich hinzu, schwamm in den Teich, und brachte den Schleier der Königstochter. Huldreich wollte sie mir einen bunten Gürtel zur Belohnung reichen; aber ich trat zurück, und sagte beschämt: „Das hieße Verlust an Verlust tauschen; Lohnes genug, daß ich dich, mit mir zufrieden, lächeln sehe."

„Du triefst ja um meinetwillen, erwiederte sie, auch ich möchte dir Freude machen."

„Willst du doch geben, antwortete ich, du Gütige, so gib mir ein Blümchen aus deinem Busenstrauße!"

„Wozu denn das Blümchen?" fragte sie wundernd und sinnig.

„Sei nicht böse!" lispelte ich halblaut, ich will es meinem Mädchen bringen; sieh, will ich sagen, dies Blümchen prangte am Busen der Königstochter; doch bring' ich's dir!"

„Nimm hin zu diesem Gebrauche!" sprach sie lächelnd, und bot mir den ganzen schönen Strauß. Freudig wollte ich davon eilen, aber zwei Mädchen hüpften mir rufend nach; die eine kam gelaufen mit einem Kuchen, die andere mit voller Kürbisflasche und niedlicher Schale; gerührt stand ich, sie goßen die Schale schäumend voll; wie süß war der Labetrank, wie erquickend die angenehme Speise! Mir schien's, ich kostete an der Götter-

tafel Nektar und Ambrosia. Dankend ging ich davon, oft zurückblickend. Da fiel die flüchtige Trägerin der Schale unachtsam über eine Wurzel am Ufer, und das schöne Gefäß zerbrach. Jammernd erhob sich das Mädchen, und nahte sich, Verzeihung flehend, der königlichen Jungfrau. Bange stand ich, und fürchtete, einen Verweis zu hören. Aber forschend betrachtete die gütige Fürstin das sorgende Mädchen, und fragte sanft: „Du fühlst doch keine Verletzung?“ Und als sie das Nein vernahm, fuhr sie fort: „Nun denn, so eile künftig mit Weile! sonst kann niemand für deine geraden Glieder bürgen.“

„Ja, Freund, betheuerte auch Alkon, gewiß ist Andromeda die Güte selbst. Ihr erinnert euch noch, wie der alte Medon in Fesseln lag. Man hatte in der Laube bei seiner Hütte den ermordeten Mundschenken des Königs gefunden. Ein Jäger aus der Stadt wandelte frühe Morgens an der Laube vorüber, sah den blutigen Leichnam, und trat in Medon's Hütte; er traf den Hausvater zwischen Frau und Kindern, alle noch schlummernd, stürmte die Schläfer mit seiner bösen Nachricht aus ihren Morgenträumen, und zwang den erschrockenen Medon, ihm zum Könige zu folgen. Ach! der arme Mann mußte lange in unverdienten Banden schmachten, obgleich unwissend, wie der Erschlagene zu seiner Laube kam. Angst und Jammer herrschte in Medon's Hütte; mit Schrecken vernahmen wir, der König habe ihn dem strengsten Richter überliefert. Bald fand ich auf der Weide, nicht weit

von Medon's Wohnung, einen rostigen Dolch im blutigen Grase; sogleich fiel mir ein, das könnte wohl Licht über den Mord des Mundschenken verbreiten. Amine sorgte, sie würden auch mich in Fesseln legen; aber ich dachte, die Unschuld muß doch endlich siegen, steckte den größten Fisch in die Lägel, und zog damit zur Stadt. Richtig gelangte ich bis zum Palaste des Königs; ach! da fühlte ich erst meine Unkunde in zierlicher Rede. Sinnend setzte ich die Lägel ans Geländer vor dem Palaste. Bald sammelte sich um mich eine Menge Volkes, denn es erschien ein feierlicher Zug von Priestern der Ceres, die ihre Heiligthümer singend zum Tempel trugen. Aufmerksam beschaute ich den langen Zug. Aber sieh! als ich umblickte, da war meine Lägel verschwunden. Mir entfuhr eine laute Klage. Doch eine zarte Stimme kam aus dem Fenster des Palastes: „Geh in jenes Haus, an dem das Bild des großen Geiers prangt, dort wirst du das Vermißte finden.“ Ich folgte ihrer Leitung, und fand meine Lägel, aus der die bösen Jungen eben den Fisch hervorzogen. Ohne ihres Scheltens zu achten, steckte ich ihn wieder in sein Gefängniß, trug es zum Fenster des Palastes, aus dem die schöne Jungfrau blickte, und winkte ihr meinen Dank. Das Volk zerstreute sich, denn der Priesterzug war zu Ende. „Gütige Jungfrau, sprach ich, habe herzlichen Dank, und sage mir, wo der Richter wohnt, der über den armen Medon das Urtheil spricht; der alte redliche Schäfer hat den Mundschenken gewiß nicht getödtet; ach, sein

gutes Weib und seine unschuldigen Kinder vergehen vor Jammer um den lieben Hausvater; ich bringe dem Richter dies Geschenk und einen blutigen Dolch, den ich im Grase fand, vielleicht läßt er dann den guten Medon los.“ Die Jungfrau gebot mir mit froher Verwunderung: „Komm nur herein zu jener Pforte, ich will dich zum Richter führen.“ In der That erschien die Freundliche sogleich mit zwei Begleiterinnen, und führte mich, durch eine Wächterschaar hin, zum großen Saale, wo ein reichgeschmückter Mann auf Polstern saß. Ich setzte meine Lägel neben den Eingang. „Lieber Vater, sprach die holde Jungfrau, einen Fischer bring' ich dir, der einen Dolch im Grase fand, nicht weit von der Stelle, wo der Mundschenk erlag.“ Der reiche Herr gebot mir zu erzählen. Deutlich erklärte ich jeden Umstand, und reichte ihm den gefundenen Dolch. Kaum erblickte er ihn, so rief er aus: „Gerechte Götter! den kenne ich, er ist mein Geschenk. Tochter! laß doch den Fahnenträger hereinrufen.“ Dann fragte er mich: „Und was soll die Lägel dort?“ — „Ach! Herr Richter, sagte ich, ein Geschenk bestimmte ich dir; würdest du mir, dacht' ich, die Freude gewähren, den Unschuldigen seinen Kindern zu bringen, so wollte ich auch dir eine Freude bereiten, und meinen besten Fisch dir schenken.“ — „Hast du Richtern schon öfters Geschenke gebracht?“ fragte der reiche Mann. „Nein, Herr! antwortete ich, du bist der erste Richter, den ich kennen lerne.“ — „So wisse denn! Strafbar ist, wer Richtern Geschenke bringt;

deinen Fisch trägst du wieder zur Heimath.„ Erschrocken schwieg ich. Jetzt kam der Gerufene, und warf sich beim Eintritt aufs Antlitz nieder: „Was befiehlt mein Herr und König?„ fragte er zitternd. Ich fing auch zu beben an, und fiel dann auf die Knie: „Verzeihe mir, Herr König, ich kannte dich nicht.„ Lächelnd gebot er: „Steh auf, und harre!„ Dem andern befahl er: „Knie, und antworte! Weß ist der Dolch?„ Zagend erwiederte der Kniende: „Ich kenne ihn nicht.„ — „Wie? fragte der König, du verläugnest mein Geschenk? Hier am Griffe steht mein Zeichen; dir gab ich den Dolch, als du jenen Eber so geschickt mit der Lanze erlegtest; warum läugnest du?„ — „Ach, Vergebung! flehte der Zitternde, ich verkaufte dein Geschenk.„ — „An wen?„ donnerte ihn der König an. Da stockte der Frevler, und sank leichenblaß zur Erde. „Wen soll ich nun angeben?„ murmelte er. — „Gestehe, Verbrecher! rief ihm der König zu: du haßtest meinen Schenken, weil er dir, Verführer, die Thür zu seiner Tochter verschloß.„ — „Gnade, Gnade! flehte der Schuldige, gewähre mir einen schnellen Tod! Ja, ich habe den Schenken getödtet, als ich ihn Abends allein auf der Wildbahn traf; damit er später gefunden würde, schleppte ich seinen Leichnam in eine Laube.„ — „Unglücklicher! rief der König, auch einen Unschuldigen hast du in Verdacht und in Fesseln gebracht. Zur Vergütung spreche ich ihm den Werth deiner Geräthe zu.„ — Da erhob Andromeda die sanfte Stimme: „O Vater, bat sie, laß mir die

Freude, den Gefangenen aus seinem Kerker zu erlösen! Süß ist es, gedrückte Unschuld zu trösten." Der König nickte Bewilligung, und freudig eilte die edle Tochter hinaus. Ein Wink, und die Wache trat herein. Das Urtheil lautete: "Führt den Mörder zur Stelle, wo das Blut des Schenken floß; zwingt ihn dort, sein tiefes Grab mit eigenen Händen zu graben, werft ihn dann hinab, und häufet über ihm einen hohen Erdhügel auf, daß die Wanderer zu ewigen Zeiten die Stätte des Fluches erkennen und meiden. Seine Güter seien das Eigenthum der Kinder des erschlagenen Vaters." Kaum hatten sie den Verurtheilten weggerissen, so kam die Prinzessin, meinen guten Medon an der Hand; sie nahm ihrer Begleiterin einen schönen Mantel vom Arme, und hing ihn um die Schultern des Hirten mit den rührenden Worten: "Schuldloser Mann, möge meine Gabe dir Ehre gewähren für erlittene Beschämung!" Dann führte sie den Gerührten in meine Arme, huldreich lächelnd, als er an meinem Halse weinte. Unvergeßlich ist mir jeder Zug ihrer Güte. Sie ist es werth, daß wir für sie unsere ganze Habe wagen."

Müde fühlte sich Alkon, und Idas ging, den kurzen Rest der Nacht bei der Heerde zn wachen. Kein Unfall störte die Ruhe des Bergthales.

Kaum zeigte sich in Osten der rosige Morgenglanz, so erwachte Amine, und ging hinaus ins thauige Gras, um frische Blumen zu pflücken. Idas half ihr duftende Kränze winden und bunte Gehänge flechten. Reichlich

schmückten sie damit die schützende Felsenwand des Wasserfalls, daß sie aussah, wie ein hoher Opferaltar der gütigen Nymphen, und Amine betete fromm:

Wohlthätige Göttinnen,
Ihr holden Oreaden,
Euch danken wir das Leben,
Die Rettung unsrer Heerde
Und jede Lebensfreude.
Seht euern steilen Felsen
Mit allem, was die Gegend
An Blumen bot, geschmücket!
Mit reiner Milch der Heerde
Begieß' ich seine Scheitel.
O laßt euch, heil'ge Nymphen,
Mein Opfer wohl gefallen!«

In stiller Rührung standen Idas und Alkon an ihrer Seite, und schlachteten ihr bestes Zicklein, daß sein junges Blut in die Quelle sprang. Jetzt bereiteten sie am Feuer das Opfermahl; da rauschte ein sonderbares Getön von der Stadt her. Sie eilten hinan auf ein Vorgebirg. Nirgends ließ sich das Ungeheuer erblicken.

Allein von der Felsenburg herab, wo jetzt der entflohene König thronte, wallte ein langer Zug Volkes ins Thal. »Arme Königstochter, sagte Alkon, das ist wahrscheinlich dein Geleit. Wirst du wohl auch zu retten sein? Gütige Götter, segnet unsern Versuch! Nun gebeut die Zeit, zu handeln.«

Mit schnellen Schritten suchten sie die Heerde auf, erkoren die Ziegen, die sie opfern wollten, und die beiden Fischer führten sie mit Herzen, die vor Erwartung bebten, von den Höhen in die Ebene. Amine hütete den Rest der kleinen Heerde. An der Waldspitze vor der Mündung des Thales, das sich gegen den Strand hin öffnete, hielten sie ein; denn ehe die Prinzessin ans Ufer gelangte, wollten sie ihre Thiere nicht zwecklos preisgeben.

Schon vernehmlich toste das Volksgedränge von dem Landrücken herüber, dessen Abhang sich im Sande verlief. Furchtsam hielten die Haufen sich auf der Höhe. Idas lief hinüber. Weinend reichte die Königstochter ihren Gespielen die letzten Geschenke, die köstliche Halsbinde, das Geschmeide aus den Haaren, Armspangen, Ringe, ja sogar den Purpurmantel. Ihre Mädchen schluchzten laut, die eine umschlang sie bitter weinend, die andere hing jammernd an ihren Knien, diese hielt ihre Rechte mit endlosem Kusse, jene drückte blind vor Thränen ihre Linke an den Busen. Endlich rißen die Priester sie los. Königliche Kriegsmänner hielten das Volk zurück.

Im einfachen schneeweißen Kleide, mit nackten Armen und fliegenden Haaren ging die holde Königstochter, blaß und zitternd, zwischen zwei Opferpriestern, ans Ufer hinab. Des Volkes lautes Stöhnen begleitete sie. Ein schwarzgrauer Fels erhob sich am Landungsplatze; große Ringe von Eisen hatten die Schiffer in den Klüften befestiget, die Taue daran zu knüpfen. Dort zogen die

Priester klirrende Fesseln aus ihren Talaren, schlangen die Kette, wie einen Gürtel, um die bange Jungfrau, verschränkten sie an ihrem Rücken, zogen die Enden durch einen der großen Ringe am Felsen, und schloßen sie mit künstlichen Knoten fest. Auf einen bemoosten Stein sank die Gefesselte nieder, Jammer und Angst besiegten ihre Kräfte.

Laut rief nun ein Priester: „Empfange dein Opfer, erhabene Juno! Empfanget Genugthuung, beleidigte Nereiden! Wendet das Uebel vom Volke! Schonet, schonet, schonet!“ Die Priester auf der Höhe wiederholten dreimal mit schauerlichen Stimmen das erschütternde Gebet; die Töne zerrißen jedes fühlende Herz, kein Auge blieb ohne Thränen.

Indeß war Idas zurückgeeilt, und half seinem Freunde, die Ziegen zum Landungsplatze treiben. Mit Erstaunen sah das Volk die Bewegung. Die Priester traten zu Alkon: „Was beginnt ihr? Eure Thiere gehen verloren; ihr könntet wohl gar das geheiligte Opfer stören.“

Alkon erwiederte ernst: „Wir kommen nicht, das Opfer zu stören, sondern die Geopferte zu retten; das Orakel sprach: Gib das Mädchen dem Raubthier preis, so endet die Plage; seht, preisgegeben lehnt die königliche Jungfrau am Felsen, vielleicht versöhnt dieser Gehorsam die zürnenden Götter. Das Orakel sprach ja nicht: Andromeda werde des Raubthiers Beute. Wer weiß, ob das Ungeheuer des Meeres sich nicht an der Heerde sättigt, und die Königstochter unberührt läßt?

Hindert also nicht unsern Rettungsversuch, ihr geweihten Priester! Laßt uns thun, was die Menschlichkeit gebeut!“ Stutzend horchten erst die Opferdiener; endlich sprach der Eine: „Wer gibt dir ein Recht, Orakel zu deuten? kurzsinniger armer Fischer! Priestern gebührt dies erhabne Geschäft. Halt ein, thörichter Jüngling, du wagst vergebens deine kleine Heerde.“

Alkon erwiederte ruhig und ernst: „Sie zu wagen, haben wir beschlossen, mein Freund und ich. Willst du uns hindern, so verlange ich, daß der König entscheide.“

Stumm, mit unzufriedenen Blicken wandten sich die Priester zu ihren Gespielen auf der Höhe. Der Fischer winkte seinem Freunde, die Ziegen vollends ans Ufer zu treiben, und folgte den Opferdienern sinnend nach. Sie klagten dem Oberdiener das Vorhaben der Fischer; Alkon vertheidigte seinen Entschluß; die Kriegsmänner, die Vornehmen, das Volk drängten sich um die Streitenden. Die Priester selbst zerfielen in verschiedene Meinungen; die Krieger riefen: „der König entscheide!“ Die Kunde von den Gründen des Streites lief durchs Gedränge hin, wie die Windsbraut durch die Saat; am Ende rief alles Volk: „Der König entscheide!“ Reiter sprengten nach der Burg.

Die Begleiterinnen Andromeda's drückten dem braven Jünglinge die Hand, ja ihre innigste Freundin küßte den Betroffenen wie einen Bruder, voll dankbarer Rührung; und er ging, im seligen Gefühle des Beifalls, zu seinem Freunde Idas zurück.

Mit forschenden Blicken ins Meer hinaus, führten beide, nicht ohne Mühe, die kleine Heerde zwischen den Landungsfelsen und das Meer; salzige Kräuter wuchsen da am Strande, und die Thiere schienen nicht ungern darin zu naschen.

Die Königstochter hatte sich von ihrer Ohnmacht erholt, um lebhafter ihr Unglück zu fühlen. Alkon und Idas nahten ihr, sie erkannte schnell die Züge der beiden: „Ach, du bist der redliche Fischer, der mit seiner Gabe den schuldlosen Medon zu erlösen kam, und du der Jüngling, der so uneigennützig meinen Schleier aus dem Teiche zog. Was führt euch jetzt zu mir, der Unglücklichen, die dem Tode geweiht ist?“ — „Wir kommen, sagte Alkon, dich (wo möglich) zu retten.“ Dann erzählte er sein Vorhaben. Andromeda erhob die Augen zum Himmel: „O ihr Götter, hart ist mein Geschick; aber ihr laßt mich doch nicht ohne Trost von hinnen scheiden; Redliche wollen ihre besten Güter für mich opfern.“

Ein Geschrei, das auf der Höhe entstand, und schleunig zum lauten Tumulte wuchs, riß sie aus ihren Empfindungen: „Flieht, ihr Guten, flieht! bat Andromeda, wahrscheinlich nahet mein Würger.“ Erschrocken blickten sie umher; aber nirgends zeigte sich ein Ungeheuer.

Doch sieh! am heitern Himmel schwebte ein Wunder heran; in weiter Ferne schien ein Adler über dem Meere zu schweben; bald aber erkannten schärfere Augen ein

Flügelpferd mit seinem Reiter. Nicht lange, so trug es sein schneller Flug näher herbei; auch schwächere Augen unterschieden einen bewaffneten Mann mit Schild und Lanze auf dem fliegenden Rappen. Nach kurzem schwebte es in weiten Kreisen über der versammelten Menge, und ließ sich sanft hernieder, wie ein riesiger Greifgeier, der den Flug zum Neste lenkt. Der glänzende Schild des Helden war, sonderbar genug, weit über die Hälfte in dichte Leinwand gehüllt.

Nicht fern vom Felsen, woran die königliche Jungfrau seufzete, berührte das Flügelpferd die Erde, und lief mit leichten Füßen eine Strecke über den Sand hin. Von seinem Rücken sprang der Gewaffnete, und führte es am Zaume zu der gefesselten Jungfrau; mit Wohlgefallen haftete sein Blick auf der schönen Gestalt. „Holde Jungfrau, sprach er, wundernd, wer war so harten Sinnes, dich hier in Fesseln zu legen?“

Andromeda betrachtete mit Staunen den schönen jungen Helden. „Wunderbarer Unbekannter! antwortete sie: schuldlos glaub' ich zu leiden; vernimm meine Geschichte aus dem Munde dieser redlichen Männer, so bin ich außer Gefahr, vielleicht mit einem unbesonnenen Worte die zürnenden Götter noch mehr zu beleidigen.“ Dann bat sie, Alkon möchte ihr Unglück erzählen. Getreu erzählte der Fischer. Andromeda setzte hinzu: „Erhabener Held, unvermögend bin ich, diese Redlichen zu belohnen; sieh! ihre Ziegen wagen sie, das Unthier vielleicht zu sättigen, ehe es mich erreicht.“

Der unbekannte Krieger küßte gerührt die Jünglinge: „Edle Seelen, sprach er, ihr sollt keine Ziege verlieren; überlaßt es mir, diese holde Unschuld zu befreien; treibt eure kleine Heerde dorthin ins Grüne, und seht, wie das Ungeheuer zu Grunde geht. Schon in weiter Ferne sagte mir der Ruf, welch ein Mißgeschöpf diese Gegend verheere: mein Beruf ist es, solche Unwesen zu vertilgen.“

Alkon schilderte ihm nun alle Tücken, alle fürchterlichen Kräfte des Riesenmolch's; aufmerksam hörte der Held zu; aber er beharrte auf seinem Gebote, die Ziegen wegzuführen; und sie gehorchten.

Jetzt nahte der Oberpriester, von Opferdienern begleitet; mit sichtbarer Ehrfurcht sprach er zu dem wunderbaren Reiter: „Die Götter haben ein schweres Opfer geboten.“ — „Wahrlich! versetzte schnell der Held, aber es ist vollbracht; ihr gabt die Königstochter, wie geboten war, dem Ungeheuer des Meeres preis; nun bitte ich, löset ihre Fesseln!“ —

„Wie dürfen wir das? erwiederte der Priester, noch erschien der Rächer der Götter nicht.“

„Erscheint er, so ist es zum letzten Male; den Weg zur Jungfrau wandelt er nicht; Gehorsam wollten die Götter, ihr habt ihn geleistet; mein Amt ist's, die Fesseln der Unschuld zu lösen.“ Also sprach der rasche Held, ging an den Felsen, ergriff die Kette, und lösete sorgsam die Schlingen; klirrend fielen die Fesseln in den Sand. Aber Andromeda wich nicht von der Stelle.

Erstaunt stotterte der Oberpriester: „Wunderbarer Fremdling, kühner Mann, mögest du zusehen, ob dir erlaubt sei, den Geboten der Götter und des Königs zu trotzen. Laß uns deinen Namen wissen!“

Der Held entgegnete mit Ernst: „Perseus bin ich, der Göttersohn, Besieger der Gorgo Medusa mit dem entsetzlichen Schlangenhaare, deren bloßer Anblick die Schauenden versteinert, und Bezwinger dieses geflügelten Wunderpferdes, das aus Medusens rauchendem Blute hervorsprang: mein Recht gründet sich auf das Gefühl meines Herzens, und auf die Kraft meines Armes.“

„O Perseus, erwiederte der Oberpriester, der Erfolg wird beweisen, wie die Götter dein Unternehmen betrachten.“

Plötzlich erscholl ein lautes Geschrei von der Höhe: „das Ungeheuer, das Ungeheuer!“ Die Priester flohen mit aufgehobenen Talaren, so schnell die Füße sie trugen. Andromeda sank, vom Schrecken bezwungen, auf den Sand. Perseus hielt die Sinkende, und bat: „Edle Jungfrau, zage nicht! Sei Zeugin meines Kampfes! Die Götter sandten dir keinen unmächtigen Beschützer.“

Da schwang er sich auf sein Flügelpferd, warf den verhüllten Schild über die linke Schulter, ergriff die Lanze, und schwebte rasch in die Luft empor. Das staunende Volk, die treuen Fischer und Andromeda selbst hefteten die Augen, voll banger Erwartung, auf den beginnenden Kampf.

Schon nahe dem Ufer schwamm die Mißgestalt. Wie

ein Adler auf den Raub, stürzte der fliegende Rappe auf sie nieder. Flammender Rauch fuhr aus dem Rachen des einen Hauptes, stinkende Wasserströme spien die Spritzröhren des andern. Aber abgewandt vom Volke erhob der schwebende Held mit der Rechten die Hülle des Schildes; das Ungeheuer glotzte das schreckliche Antlitz der Gorgo an; plötzlich verwandelte sich sein sehendes Haupt bis an den Rumpf in fühllosen Stein; niedergezogen von der eigenen Last sank der Schädel hinab in die Fluthen, wie ein lahmer Arm unbeweglich am Leibe hinabsinkt. Nur der blinde übergroße Fuchskopf und der Rest des regsamen Körpers behielten noch Leben und aufgereitzte Wuth. Vergebens wies der Held den blinden Theilen des Thiers die versteinernde Gorgo: nur durch die Augen wirkte der Zauber.

Blind zwar, aber noch ungeheuer kräftig rasete das Scheusal mit schlagendem Schwanze dem Ufer zu, daß die gepeitschten Fluthen tobten; seinen Rücken stampfte das Flügelpferd; der Held stieß seine Lanze tief zwischen die Schuppen des gestreckten Halses; dann schwang er sich hervor, und bohrte das Eisen in die Nasenhöhle der riesenhaften Schnauze; aber ein Schlag des schüttelnden Kopfes zerbrach sie. Der Held stieß den scharfen Stümmel gewandt in eine Spritzröhre des Thiers, riß das Schwert aus der Scheide, schwang sein Roß auf die andere Seite, und grub die Klinge bis ans Heft in die zweite Röhre. Blutige Ströme fuhren daraus empor, und das scheußliche Fuchshaupt biß wild um sich, wie

ein gehetzter Wolf nach Hunden. Mächtig hob das grimmige Thier die Vordertatzen, um die Stücke der zerbrochenen Lanze aus der Schnauze und der Spritzröhre zu reißen. Aber das Flügelpferd hielt sich flatternd über ihm, schlug seine Stirn mit mächtigem Hufe, und trieb die Stümmel noch tiefer in die Röhren.

Blutig schäumten die Wellen umher. Ein scheußliches Schmerzensgebrüll entfuhr dem geifernden Rachen; der ungeheure Schweif schlug Wogen, wie ein Bergtrumm, das von hohen Klippen ins Meer stürzt. Weiter empor schwebte der Held, sinnend, dem Unholde beizukommen. Jetzt flog er nieder, und stieß das Schwert tief in die Höhle des rechten Ohr's, dann tief in den linken Gehörgang. Und es gelang; die Spitze drang ins Gehirn; zappelnd sank der Koloß auf die Seite, seine rasenden Bewegungen löseten sich in Zuckungen auf, und das Leben entfloh.

Befriedigt verwahrte der Held sein siegreiches Schwert in der Scheide, und lenkte sein Wunderroß zur geretteten Tochter des Kepheus. Holde Röthe kam auf ihre Wangen zurück: „Königliche Jungfrau! sprach er, vom Pegasus springend, du siehst, die Götter gewähren Rettung, ein glückliches Werkzeug bin ich in ihrer Hand; komm, besteige mein edles Pferd, daß ich dich zu den liebenden Aeltern führe.“

„Göttersohn, antwortete Andromeda, mächtiger Held, mein gütiger Befreier, wie kann ich genug dir danken?

Du gibst mich wieder dem Leben und meinen guten Aeltern.«

Perseus rief die beiden Fischer herbei, reichte den wohlverhüllten Schild dem wackern Alkon, und hob die schöne Gerettete sanft in den Sattel des Flügelpferdes. Es wieherte freudig der willkommenen Last zu. Fromm zu sein, gebot ihm der Held; es legte schmeichelnd die schillernden Flügel auf den Rücken, und schmiegte sie, als weiche Lehne, an die bange Jungfrau. Andromeda's Lilienarme, ihr holdes Antlitz, mit sanftem Roth behaucht, das leichte schneeweiße Kleid, glänzten doppelt schön zwischen den rabenschwarzen Flügeln.

Sanft wie ein Lamm, und stolz wie ein Königszelter, tanzte das Zauberpferd unter der schönen Bürde einher, am Zaume geführt von seinem glücklichen Helden. O wie feurig glänzten seine Blicke in die schönen Augen der Geretteten! Hinter ihnen gingen Alkon und Idas; dann drängten sich die Begleiterinnen der Prinzessin fröhlich herzu, und schwangen die runden grüßenden Hände.

Von lautem Jubel erbebten die Lüfte: »Heil dem Helden! Heil der Erlösten, Habe Dank, du Wohlthäter der Völker!« So erscholl es aus jedem Munde.

Manche süße Rede wechselte der Göttersohn mit der holden Jungfrau, ganz in ihr Anschauen verloren. Vorausgeflogen war der schnelle Ruf von der glücklichen Befreiung. Schon auf halbem Wege sprengten der frohe König und seine stattliche Gemahlin, auf prächtigen Hermelinpferden, dem jauchzenden Zug entgegen. Beide,

Kepheus und Kassiopea, stiegen schleunig zur Erde, als sie den Helden das geflügelte Pferd am Zaume führen sahen. Wie staunten sie das stolze Thier an! Die verlangende Tochter hob Perseus vom hohen Sattel, führte sie den gerührten Aeltern in die Arme, und sprach: „Empfangt die Geopferte unversehrt!“ In des Retters Umarmung flog der König, am Busen der Mutter floßen Andromeda's Freudenthränen, eine heilige Stille herrschte im Volke umher: alle standen horchend und im Schauen vertieft.

Bald erhob sich aber neuer Jubel: „Beßter König! Glückliche Jahre dir! Dauernde Freude dir, erhabne getröstete Mutter! Lohn und Seligkeit dem Retter und der Geretteten!“ So riefen zahllose Stimmen, daß jauchzender Schall von allen Bergen wiederhallte.

„Sohn des Zevs, erhabener Held, sprach der König, schon hat der schnelle Ruf mir deine Thaten verkündigt; welcher Dank ist deiner würdig? Befiehl, und mein Reich ist dein!“

Perseus erwiederte mit Ehrerbietung: „Großer König, Vater der edelsten Tochter, und du, ihre majestätische Mutter, auch mich hat Zevs, mein Erzeuger, mit Land und Leuten gesegnet, fremder Reiche bedarf ich nicht; keinem Krieger ist ein schönerer Sieg gewährt, als der, die holde Unschuld zu retten; ein solcher Sieg ist an sich ein Lohn: dürfte ich wünschen, so wünschte ich, die holde Jungfrau möchte unsere Trennung so ungern sehen, als ich. Eben kehre ich nach meinem Reiche zu-

rück; o wäre sie meine Begleiterin, ewig meine Freundin, meine treue Gemahlin!"

Andromeda stand, wie die Lilie, die brennendes Abendroth bestrahlt, mit gesenkten Blicken an der Hand ihrer Mutter. "Du hörst, meine Tochter, sprach die Königin mit leiser Stimme, welche Wünsche dein Befreier hegt; vertraue mir das Geheimniß deines Herzens! Willst du ihm gern folgen?

Die Gerettete lispelte Kassiopeen zu: "O Mutter, innige Freundin, wem möchte ich wohl lieber mein Leben widmen, als dem, der es rettete, diesem muthigen Göttersohne?"

"Nimm sie hin, o verdienstvoller Held! sprach die Königin laut, sie bekennt sich dein rechtlich erworbenes Eigenthum."

Mit hohem Entzücken umarmte der Held die holde Jungfrau, die liebend das erröthende Antlitz an seiner Brust verbarg. "Unvergleichliche Königstochter, rief Perseus, schönstes Göttergeschenk! Forthin trenne dich keine Gewalt von mir! O König und Vater, ich begleite dich in deinen Palast; dort wirst du unsere Verbindung segnen."

Flink schwang er die Prinzessin auf seinen Arm, und trug sie zu seinem Flügelpferd. Ihre Lilienarme hielten sich am Halse des zärtlichen Trägers. Rasch bestieg er das Zauberroß, und setzte die Braut sanft vor sich nieder; lächelnd umfing sie ihren glücklichen Retter.

Da brach im Volke ein Sturm des Entzückens los:

zahllose Stimmen priesen das schöne Paar, riefen Segenswünsche, und jubelten ihren seligen Fürsten zu.

Alkon und Idas sprachen auch so herzlich ihre Segnungen aus, daß Andromeda, obschon an ihren Helden gelehnt, sie endlich doch bemerkte. „O Vater! rief sie, noch habe ich eine große Schuld abzutragen; sieh, diese beiden Fischer gaben den beßten Theil ihrer Heerde preis, um mich zu retten. Wie belohnen wir diese Guten?“

„Was einmal den Göttern geopfert ward, das bleibe dem Heiligthum eigen! Die preisgegebene Heerde sei also dem Pan geweiht! Treibt sie zu seinem Tempel, ihr Opferdiener! Ihr aber, edelgesinnte Jünglinge, werdet meine Freunde, zieht in meine Nähe! Der liebste Aufenthalt unserer Königin ist ein schönes Landhaus auf der Insel im See; Fische nährt dort die Tiefe, groß und ohne Zahl; ein Tempel der Nymphen ragt am Ufer über den Hain empor, und eine geräumige Fischerwohnung schaut der Morgensonne entgegen; schöne Gärtchen, Wiesen und Obstwäldchen umgeben das Haus, wohl hinreichend, ein Paar Wirthschafter zu nähren. Euer sei dieses Gut mit allen Fischen des See's! Kommt, begleitet unsern Zug!“

Der König und die stattliche Königin schwangen sich auf ihre Hermeline, und ritten, den Helden geleitend, im Triumph ihrem Palaste zu. Die Huld des Königs entzückte das Volk; jubelnd pries es seine Güte.

Von allen Höhen strömten frohlockende Haufen, immer lebhafter drängten sich die Menschenwogen um die

hohen Völkerbeherrscher, und zu den Wolken erklang dem Sieger das Lied:

Preis dir, erhabner Sohn der Götter!
Stets daure deines Herzens Glück!
Du gibst, der Unschuld Held und Retter,
Den Ländern Ruh und Heil zurück:
Dir, Einziger, dir ist's gelungen,
Was manchem Heere nicht gelang,
Der Menschheit Feind, von dir bezwungen,
Fand den verdienten Untergang.
Wenn jetzt die Rosen höher glühen,
Wenn jede Pflanzung schöner prangt,
Wenn alle Friedenspalmen blühen,
Sei's, milder Rächer, dir gedankt!

E Natalis Comitis Mythologiae lib. VIII. cap. XXV. De Andromeda.

Dicitur Andromeda fuisse Cephei Aethiopum regis et Cassiope's filia, virgo sane egregia, et omnibus animi atque corporis dotibus ornatissima, ac digna quae é melioribus parentibus nata esset; ferunt enim, Cassiopen adeo forma corporis praestitisse, qua ceteras omnes mulieres anteiret, ut ausa sit vel ipsam Junonem in contentionem et certamen de pulchritudine provocare. Juno... dicitur rogasse Neptunum, ut ejus reginae temeritatem reprimeret, suamque injuriam ulcisceretur. At Silenus Chius in fabulosis historiis illam contendisse inquit cum Nymphis Nereidibus. Neptunus igitur illa mulieris arrogantia commotus, dictus est, in Cephei et Cassiopes regionem cete tantae magnitudinis, tamque formidabile

monstrum immisisse, ut omnes agros devastaret, et aedificia funditus demoliretur, a qua peste neque civitates quidem erant satis munitae, cum illas etiam vastitate corporis et ingenti mole opprimeret ac prosterneret,

Tanta calamitate perculsus animoque consternatus Cepheus oraculum consuluit, sciscitatusque est qua de causa id tantum malorum ac difficultatum eveniret, et quo pacto tanto periculo liberari posset; responsum post facta sacrificia de more consulentium tulit, non prius cessaturam illam calamitatem, quam Cassiopes arrogantia excitasset, quam unicam filiam quam habebat, Andromedam, illi monstro marino vorandam exposuisset.

Cepheus illo responso accepto apud urbem Aethiopiae Ioppen vocatam filiam Andromedam ferreis vinculis ligatam exposuit. Accidit per illud tempus ut Perseus cum Medusae capite illac iter faceret, qui virginis innocentiam misertus eam solvit, atque in eodem loco unâ cum Andromeda cete expectavit, atque adventantis monstri partem in saxum convertit ostenso capite Gorgonis, partem ipse ferro obtruncavit. Perseus deinde sic liberatam Andromedam insigni virtute uxorem cepit, atque in Seryphum (unam cycladum) secum asportavit,

Perantes und der Psittich.

Idylle.

Den 3. November 1827.

Im Hafen zu Kroton lag ein großes Schiff, völlig gerüstet zur Handelsreise nach Damaskus. Ein günstiger Wind blies in die Segel, die Reisenden stiegen an Bord, die Fahrt begann, und das Schiff flog über das offene Meer hin.

Niemand dachte des Knaben Perantes, eines Sohnes des Schiffers Airon. Der Vater hatte ihn unter den Ersten in das Schiff geführt, und glaubte den Kleinen unter dem Verdecke sicher verwahrt. Allein er war mit seinem Papagey und einem Gespielen unbemerkt wieder ans Land gestiegen, krotonische Knaben fingen mit dem Vogel zu spielen an, und nahmen den Zahmen auf den Finger; ein muthwilliger Junge lief damit weit in die Gassen, Perantes ihm nach, um seinen Psittich wieder zu haben, und versäumte darüber die Abfahrt.

Als er an den Hafen zurückkam und das Schiff verschwunden sah, überfiel ihn das Gefühl seiner Verlassenheit mit unsäglicher Gewalt; er schrie laut auf, rief seinen Vater mit herzzerreißenden Tönen, warf sich in den Sand, zerkratzte sich Haar und Antlitz, und zerfloß in Thränen. Bald sammelte sich ein Kreis neugieriger Gaffer um ihn her; jeder wollte sein Unglück wissen; keiner mochte helfen.

Die Nacht fand den Jammernden noch am Ufer. Er kroch endlich mit seinem Vogel unter ein Vordach, wo Packstroh lag, warf sich winselnd darauf hin, und verging fast im Gefühle seines Elends. Auf seiner Schulter saß der Psittich, und rief seinen Spruch: „Wird wieder Licht, verzage nicht.“ Dann suchte er in den Sparren des Vordachs eine Schlafstätte.

Nur nach langem Schluchzen fand der müde Knabe einen kurzen Schlaf. Oft weckten ihn Kummer und Sorgen. Als der Morgen graute, grüßte ihn sein treuer Vogel mit den ermunternden Worten: „Wird wieder Licht, verzage nicht.“ Perantes trat, mit seinem Gefährten auf der Schulter, ans Ufer, und schaute sich die Augen müde, ob ihm kein Schiff den Vater bringe. Umsonst!

Der Hunger trieb ihn in die Gassen; man gab seinem Pappchen gern; aber ihm reichte selten eine milde Hand erquickende Kost; er strich vor den Thoren an den Gärten umher, zur Labung abgefallene Früchte suchend; im Hafen sah er manchmal einem Essenden so verlangend ins Antlitz, daß er ihm gern einen Bissen abgab.

Manchen Tag irrte so der arme Knabe umher. Zuweilen suchte er auch in den Thälern nährende Beeren und Früchte; oder er ging in die nahen Dörfer, und flehte die Hausfrauen um etwas Milch und Speise an. Abends kehrte er immer wieder an den Hafen zurück, in der Hoffnung, den suchenden Vater zu finden.

Schon seit einigen Tagen hatte Kleon, der alte Fischer,

den verstörten Knaben beobachtet, und ward vom Mitleid gerührt. Als er nun Abends von seiner Arbeit zurück kam, und den Trauernden unter dem Vordache fand, sprach er gütig: „Zu kühl und feucht ist es hier; komm du mit in meine Hütte; dort, Kind, auf trockener Streu ist der Schlaf gesünder.“

Perantes folgte ihm willig nach, auf seiner Schulter saß der treue Psittich, und sagte seine Wörtchen her: „Wird wieder Licht, verzage nicht.“ — „Du hast da einen muntern Begleiter, sprach der Greis, horch! er mahnt dich zu Muth und Hoffnung auf.“ Perantes erzählte dem gutmüthigen Manne sein herbes Geschick.

Kleon setzte den Knaben traulich neben sich und seinen Sohn an den reinlichen Tisch; die Tochter Melia brachte in netten Körbchen Früchte herbei, und briet schmackhafte Fische. Sie sprachen dem jungen Gaste zu, sich recht zu laben. Der Psittich pickte von selbst in die Früchte, naschte sich satt, und suchte seine Schlafstelle auf einer Querstange unter dem Dache. Kleon sprach dem Knaben Muth ein, und Melia bereitete ihm ein weiches Lager. Dankend legte er sich zur Ruhe, und fand bald den stärkenden Schlaf unter seiner Decke von Fellen.

Frühe erwachte er, leise wimmernd; ihm war sein traurender Vater erschienen; jetzt fühlte er innig die Leiden, die dessen Herz um ihn, den Verlornen, empfinden müßte.

Wirklich war der ehrliche Airon fast in Verzweiflung

gerathen, als er sein Kind vermißte, und kein Mittel sah, wieder ans Land zu steigen und es aufzusuchen.

Sobald der kommende Tag in die Hütte schaute, grüßte der Psittich die Erwachten mit seinem Zurufe: „Wird wieder Licht, verzage nicht!“ — „Fasse Muth, guter Knabe, sprach Kleon, dein guter Vater kehrt wohl einmal zurück, dich abzuholen; indeß lebst du mit uns, und hilfst mir bei der Arbeit.“

Oft fuhr Perantes mit dem Greise zum Fischen aufs Meer. Die Tage kamen, und entwichen; aber der ersehnte Vater kehrte nicht zurück. Dafür traf die Nachricht ein, die man dem Knaben schonend verschwieg, versunken sei das Seeschiff von Damaskus. Eine stille Wehmuth setzte sich in der Seele des Knaben fest. Folgsam und willig achtete er jedes Winkes seines guten Pflegevaters; verständig besorgte er alle Geschäfte. Aber ein Schleier von Düsternheit umzog doch meistens seine Stirne.

Oefters kam ein Arzt aus der Stadt zu Kleons Hütte, den schönen Vogel aus dem Morgenlande zu beschauen; er hätte ihn gern gekauft; aber Perantes liebte ihn zu sehr, als das letzte Pfand aus seiner lieben Heimath.

Einst warf sich auf die Augen des Greises eine gefährliche Schärfe. O wie gern hätte der treue Pflegesohn dem leidenden Vater geholfen! Er suchte den Arzt auf, der seinen Vogel so gern sah, brachte den Psittich mit, und bat: „Mein lieber Pflegevater leidet heftig

an Augenschmerzen, o komm, und hilf ihm! Sieh meinen Vogel, ich lieb ihn zwar sehr, aber nimm ihn hin für deine Mühe, und heile den leidenden Vater!« Gerührt hörte der Arzt die Bitte, ging mit dem Knaben, und brachte dem Greise heilsame Mittel. Aber den Pfittich nahm er nicht an: »Behalt' ihn, guter Knabe, sprach er, in trüben Stunden sei er, wie bisher, dein Trost!« Des Greises Augen wurden hell, und mit ihnen erheiterte sich auch die Seele des Pfleglings. Unter einem Baume am Ufer saß er, und sang mit sanfter Stimme:

Ich ging so einsam im öden Thal,
Gesengt vom glühenden Sonnenstrahl,
Wie blind für den Reiz der Natur;
Ich sah die Blumen am Wege kaum,
Mir rauschte kein Bach, mich kühlte kein Baum
Ich fühlte die Einsamkeit nur.

Gewürm' und Mücken umtanzten mich,
Die Vögel ergötzten mit Vögeln sich,
Die Thiere mit Thieren der Flur;
Ich aber war von den Meinen getrennt,
Wie hier der Pfittich aus Orient,
Und fühlte die Einsamkeit nur.

»Ach, seufzt' ich: überall führest du
Den Herzen gesellige Herzen zu,
Der Schöpfung liebender Geist!

Mich aber küßt kein Geschwister mehr,
Mir zaubert kein Sehnen den Vater her,
Nur ich bin verlassen, verwaist."

Da führte mein gütiger Genius mich
Zu deiner Wohnung, und wies auf dich
Und deine Kinder umher.
Ihr liebtet mich, und ich fand in euch
Geschwister, Vater und Freunde zugleich.
Nun traur' ich als Waise nicht mehr."

Kleon ging hinaus zu dem Sänger, und nahm ihn gerührt an die Brust.

Die Sirene.

Idylle.

Den 29. bis 31. März 1828.

Am Ufer überwölbte die schönste Laube
Ein heimliches Sitzchen, ganz gemacht zum Kosen.
Da saß vertraulich, in süßen Liebesspielen,
Die junge Sida Philinten an der Seite;
Sie sangen ihr Glück in frohen Wechselliedern.

Sida.

Lehn' ich sanft an deiner Seite,
Drücke Wang' an Wange dir,
O so ist es, als entgleite
Süß entzückt die Seele mir,
Um sich, trunken vor Vergnügen,
Deiner anzuschmiegen.

Philint.

Halt' ich, Theurste, dich umfangen,
Drücke Lipp' auf Lippe dir,
O so zittert vor Verlangen,
Glühendheiß das Herz in mir,
Liebe flammt aus meinen Augen,
Strebt dich einzusaugen.

Beide.

Tretet, verschwisterte Seelen,
Ganz auf die Lippen hervor!
Strebt euch in Gluth zu vermählen,

Schwebt in Entzücken empor!
Werdet, begeisterte Küsse,
Himmlische Nektargenüsse!

Jetzt zog der entzückte Jüngling die Geliebte
Auf seinen Schooß, die Zärtliche folgte willig,
Den Hals des Lieblings mit weichem Arm umschlingend;
Er hielt mit der Linken sanft das holde Mädchen,
Und barg das Antlitz an ihrem keuschen Busen;
Nur Seufzer seliger Herzlichkeit erklangen;
Da trug ein Zephyr auf einmal ferne Laute
Des schönsten Gesangs zum Ohre der Entzückten.
Sie fuhren empor, und horchten dieser Stimme;
Sie kam von der Felseninsel der Sirenen.

Des Mädchens Auge bestrich mit scharfen Blicken
Die Meeresfläche; da schwebt ein Unglücksopfer,
Ein Schiff voll Horchender, um das Täuschungseiland.
„O weh! dort locken die Zauberstimmen wieder,
Rief Sida voll Mitleids aus, bethörte Schiffer
Ins nahe Verderben an verborgne Klippen.
Sieh! Lüsterne springen kühn vom Bord ins Salzmeer,
Zuerst die reizenden Schönen zu erreichen.
Getäuschte! Bald vergeht ihr an ihrem Busen,
Erkennt zu spät die falschen Verderberinnen,
Wenn sie das Herzblut euch aus den Adern saugen.“

„Unglückliche Segler, rief der bange Jüngling,
Bemerket ihr nicht, wie Klippen euch umstarren?

Wie unbesonnen begafft ihr diese Larven,
Halb Fisch, halb Mädchen, jeder Gefahr vergessend!
Sie scheitern; das Vordertheil des Schiff's erhebt sich
An Felsen; horch! wie sie schreien! — Ach, sie sinken;
Die Fluthen verschlingen alle die Betrog'nen.«

»O mein Geliebter! jammerte die Gerührte,
Wie mancher Verirrte fand dort schon sein Ende!
Mein Vater betheurte jüngst, ganz weiß bedecke
Gebleichtes Menschengebein den Strand der Insel.
Ist denn kein Mittel, das Unheil abzuwehren?
Mir blutet das Herz, so oft ein Schiff zerscheitert.«

Philint erwiederte: »Gütig warst du immer,
Mein liebes Mädchen! Aber die Priester alle
Versichern, die Flucht allein gewähre Rettung;
Vergehen müsse, wer immer den Sirenen
Zu nahe schwebe, den Zaubersang behorchend.«

Sida.

O Lieber! wie ward mir jüngst um dich so bange,
Als du so emsig ins Meer die Netze warfest,
Nicht achtend des Tummelns kreisender Delphine,
Auch nicht des stille nahenden Fluthenfräuleins.
Nachstellung ahndet' ich, und sprang ins Schiffchen,
Schnellrudernd, die Gefährliche abzutreiben.
Fürwahr, sie entwich, sobald sie mich erblickte.

Philint.

Man sagt, Sirenen vermögen in die Herzen
Der Menschen zu schauen; sicher sah sie Liebe
Die unsern ganz erfüllen, und floh verschüchtert;
Denn alle Kundigen glauben, wenn ein Hörer
Je ungerührt den Gesang der Wellenmädchen
Vernehme, würden sie selber voll Verzweiflung
Sich tief in den Abgrund stürzen, und vergehen;
Wie könnten sie hoffen, Herzen zu besiegen,
Die süße Liebe mit heil'gem Feuer füllet?
Wie hoffen, mit ihren kalten Nymphenreizen
Das Auge des treuen Jünglings zu bethören,
Den schönere Reize seiner Braut entzücken?

Sida.

Du möchtest gern, mein beredter Schmeichler, Ruhe
Wie neulich mir in die bange Seele schwatzen;
Doch wisse! die Angst umschnürt wie kalte Schlangen
Mein Herz, sobald ich auf jenen falschen Fluthen
Dich schwimmend und mit Netzen beschäftigt sehe;
Stets fürcht' ich, dir nahe die Sirene wieder,
Und locke dich Verwegenen weg — ins Unglück.
Versprich mir, Lieber! die arge See zu meiden,
Und nur im Flusse den Fischen nachzustellen.

Philint.

Wie könnt' ich das? Du allzubesorgte Seele!
Nur wenig Gewinn gewährt der Fang im Flusse,

Weit reicher füllen die Netze sich im Meere.
Dich, holdes Mädchen, lieb' ich wie meine Seele;
Was kümmern mich dort die kalten Wasserfräulein
Mit ihren Schuppenschwänzen und Zauberliedern?
Die Nymphen mögen sich außer Athem singen,
Mich werden ihre Gesänge nicht betäuben.
Den ziehenden Fischen stell' ich meine Garne,
Arbeite rüstig, und freue mich der Beute.

So sprachen die Trauten lange noch am Ufer,
Die Herzen voll sanften Mitleids und voll Liebe.
Dann führte Philint sein Mädchen zu der Hütte,
Den Aeltern erzählend, welch ein Schicksal wieder
Ein irres Schiff am Sirenenstrand ereilte.

Nicht lange weilte der Fischer bei den Freunden
Im Obsthain, welcher am Flusse sich hinabzog;
Da sah er am Stromgestad hinauf, im Kahne
Ein Mädchen knien, Melta, die Tochter Alkons,
Die Angelruthe weit in die Wirbel haltend.
Ein Salm verschlang den Köder und bog die Ruthe;
Das Mädchen zog ihn freudig heran zum Borde,
Da sah es den großen Fisch, und sorgt', er möchte
Die Ruthe knicken, legte sie eilig nieder,
Umwand mit der Angelschnur behend die Linke,
Und neigte sich tiefer vorwärts, mit der Rechten
Die schwere Beute flink in den Kahn zu schwingen.
Da wehrte der Salm sich heftig mit dem Schweife,

Und riß das schwankende Mädchen in die Fluthen;
Er riß es fort an der Schnur ins tiefste Wasser.

Philint erblickte den Sturz, und sprang ans Ufer,
Zu spähen, wo ein Glied aus den Wellen rage;
Kaum sah er die Spur, wo Melta sich im Strome
Hinwälzte, sprang er hinein, und tauchte nieder,
Ergriff das Kleid der Gesunk'nen mit der Linken,
Und kämpfte gegen die Fluthen mit der Rechten;
So schleppt' er sie glücklich auf den Sand am Ufer.

Da lag die Blasse nun ohne Lebenszeichen,
Noch schlang sich um ihre Hand die Schnur der Angel,
Der Jüngling rüttelte sie voll Angst, und rieb ihr
Die Schläfe, den weißen Hals, den zarten Busen,
Ung sog ihr muthig das Wasser aus dem Munde.
Da kam allmählig ein leises Athmen wieder,
Die Augen erhielten Leben, sanft sich öffnend,
Die Glieder begannen zuckend sich zu regen;
Der Fischer stützte sie sorgsam mit den Armen,
Und half ihr sitzen, an ihrer Seite kniend.

„Wo bin ich?" lispelte sie, und ächzte freier;
„Im Leben wieder, bei Freunden!" sprach der Fischer,
Entzückt, wie ein Halbgott, daß die Gute lebte.
Die Nachbarn eilten herbei, zuerst voll Jammers,
Jetzt jubelnd und den glücklichen Retter preisend.
Sie zogen vollends den großen Fisch ans Ufer,

Und legten die Beute Melten vor die Füße:
„Sieh deinen Gefang'nen, der dich fangen wollte!
Du wärst ihm, ohne des Retters Kraft, erlegen.“
Noch traf ihr Blick den Gebändigten mit Abscheu.

Sobald die Schwache wieder zu geh'n vermochte,
Begleiteten sie Vertraute nach der Wohnung,
Und tauschten an trock'ne Kleider die durchnäßten.
Die Fischer lösten die Angel aus dem Gaumen,
Und schleppten den großen Salm in den Behälter.
Auch eilte Philint mit lauter Herzensfreude,
Daß ihm des Mädchens Rettung gelang, nach Hause.
Der Vater pries ihn, die Mutter reicht' ihm sorgsam
Das beste Gewand, und dankte still den Göttern,
Die gütig Gefahr von seinem Haupte wandten.

Oft wandert' er nun zu Melta's heit'rer Wohnung,
Zu sehen, ob die Kränkelnde sich erhole.
Wie einen Himmelsboten, der Rettung brachte,
Betrachteten ihn die Aeltern und die Jungfrau;
Verehrung und Dank erfüllten ihre Herzen.
Leicht hätten in Melta's Busen die Gefühle
Der Achtung sich zu zärtlicher Gluth entzündet,
Wenn aus den Blicken Philints zu ihrer Seele
Die Zeugen süßer Neigung gesprochen hätten.

Oft saß er traulich kosend an ihrer Seite,
Oft legt' er den Arm um ihren Leib, und sagte:

„O Schade, wenn dieser holde Blick erloschen,
Wenn diese Rosen des Angesichts verblühet,
Und diese frischen Lippen erblasset wären!
Viel Freude sollst du noch geben und genießen.“
Dann bog sich Melta zu ihm, mit süßen Worten:
„Dir, muthiger Retter, dank' ich Glück und Leben.“
Und küßt' ihn, ohne Bedenken, auf die Wange.

Einst fand ihn Sida, wie er so traulich kosend
Bei Melta saß, und freundliche Küsse tauschte;
Und heiße Funken der Eifersucht entglühten
In ihrer Seele; sie floh verstört ins Freie,
Noch heftiger blies die Einsamkeit ins Feuer,
Die Phantasie mit peinlichem Qualm umdüsternd.

Sie floh den Flatterer, wollt' ihn nicht mehr sehen,
Kein falsches Wort des Verräthers mehr vernehmen,
Aus ihren Gedanken seinen Namen tilgen;
Und dennoch schwebt' er, wohin sie ging und schaute,
Und nirgends fand sie Rettung vor seinem Bilde.

Vergebens suchte Philint sein theures Mädchen
Am Ufer, in jener kühlen Schattenlaube,
Im Busch, an jedem geheimen Koseplätzchen;
Sie war für ihn, wie ein angenehmes Traumbild,
Wie theurer Schmuck, der ins Salzmeer fällt, verschwunden.
In stiller Sehnsucht irrt' er um ihre Wohnung,

Zog traurig das Netz, ging traurig längs dem Strande,
Und summte seine Schmerzen in Klagetönen.

Doch endlich, als er vom Busche rings umschlossen,
Nach Angelruthen suchte, da führt' ein Pfad ihm
Das schmollende Mädchen unvermuthet näher.
Sie wollte fliehen, sobald sie ihn erblickte.
Allein er umschloß sie kräftig mit den Armen:
„Was ist dir, Sida? Warum vor mir entfliehen?
Was hab' ich verbrochen, daß du so mich quälest?“

Sida.

Du fragst noch, du Ungetreuer! Selber sah ichs,
Wie du den Arm um die Hüften Meltens schlangest,
Auf Mund und Wangen ihr Buhlerküsse drücktest.
(Und Sida strebte mit Kraft, sich loszureißen.)

Philint.

Vergib mir diese kleine Gewalt, du Irre!
Ich halte dich nur, damit du hörst, wir haben
Nicht Buhlerküsse gegeben, nicht genommen;
In Unschuld küßt' ich die gerettete Freundinn,
In Unschuld dankte sie mir mit einem Kusse.
Sie ist mir theurer geworden seit dem Wagniß,
Das der Versunk'nen Leben und Licht zurückgab.
Doch diese Neigung, so rein, so unbefangen,

Läßt nimmer mit jener Liebe sich vergleichen,
Die längst mein Herz an das deine zärtlich bindet;
Nie träumt' ich von einem Liebesbund mit Melten,
Nie streifte mir ein Gedanke durch die Seele,
Dich gegen die stille Melta zu vertauschen.
In deinen Armen mein schönstes Glück zu finden,
Mit dir als Gatte des Lebens Loos zu theilen,
Dir anzugehören, war mein bestes Hoffen;
Zerstöre nun nicht, in ungerechtem Wahne,
Das schöne Freudengebäude, das so reizend
Vor unsern Seelen sich aufzurichten anfing!
Nichts weiß mein Herz von Verrath und Buhlerküssen.»

Die Wahrheit traf das Herz der verirrten Jungfrau,
Sie neigte das Haupt an seinen Hals, und schluchzte,
Ein Strom von Thränen benetzt' ihm Brust und Kleidung.
Sie stammelte: »Bitter, düster war mein Leben,
Seit dein Betragen für untreu dich zu halten
Mich nöthigte. Tief durchschnitten jene Küsse
Mein Herz; ach! nichts errieth ich von ihrem Sinne.»

Philint.

Vertraue mir denn von neuem, liebe Sida!
Ein glühender Tropfen aus dem Feuerstrome
Des Orkus ist Eifersucht getreuen Herzen;
Du dauerst mich innig; sorgsam will ichs meiden,
Dir neuen Zunder zu solcher Qual zu bieten.

Gemäßigter floßen Sida's milde Thränen.
Er schloß die Gerührte wärmer in die Arme,
Und küßt' ihr zärtlicher Wangen, Hals und Lippen.
So ward der Friede geschlossen, und das Pärchen
Ging traulich, wie vormals, zu des Mädchens Hütte,
Zur innigen Freude der verzagten Aeltern,
Die traurig die Trennung der Verlobten sahen.

Ein Herz, das einmal in Eifersucht entbrannte,
Trägt off'ne Wunden, verletzbar jedem Hauche;
Ein Gang Philint's zu der Wohnung Melta's konnte
Die kränkelnde Phantasie der bangen Sida
Leicht wieder in Furcht und Liebeskummer setzen.
Nur wenn er Melten an ihrer Hand besuchte,
Und klüglich die Worte wählte, blieb sie ruhig.
Mißtönendes Lied ward manchmal ihre Rede,
Ein Wirrwarr von Beschuldigung und Versöhnung.
So mischte der Argwohn Wermuth in Genüsse,
Die sonst so rein aus trautem Gespräche floßen.
Die Liebe gewann dabei kein Fünkchen Stärke.
Philints Verlangen nach Stunden des Alleinseins
Mit ihr, den sonst ersehntesten, ward schon kühler.
Wer weiß, wie weit die Wärme geschwunden wäre,
Wenn keine Gefahr die Gluth erfrischet hätte?

Einst fuhr er im Kahne weit aufs Meer zum Fischen;
Lautsingend warf er das Netz aus, zog die Beute
Geschäftig an sich, und füllte den Behälter,
Recht unbekümmert um Land- und Wasser-Mädchen.

Doch hütete Sida, Schilf am Ufer sonnend,
Den regen Jüngling mit scharfen Wächterblicken.
Da sah sie eine Sirene näher schweben,
Vom Strand' her, welchen weiße Gebeine deckten.
Die Wellenfrau umkreiste zuerst von ferne,
In weiten Bogen, den unbefangnen Fischer,
Wie Adler in hohen Lüften sachte segelnd
Den Raub in immer engere Kreise schließen;
Der Lüsternen schien der wohlgewachsne Jüngling
In seiner raschen Gewandtheit zu gefallen.

Voll Angst bemerkte Sida die Zauberkreise.
Die Sorge für ihren Bräutigam besiegte
Die andern Sorgen alle; sie wagte Rettung,
Sprang schnell in den nächsten Kahn, das Ruder fassend,
Und schiffte dem Bedrohten mit Hast zu Hülfe.
Man sagt: „vor Liebenden fliehen die Sirenen,“
Aus diesem Gedanken sog sie Muth und Hoffnung.
Sobald sie glaubte, das Ohr des Unbesorgten
Vernehme den Ruf, erhob sie laut die Stimme:
„Philint, Philint! Komm, eile zu mir! Laß alles,
Laß alles fahren, und komm zu mir herüber!“

Der Fischer hört' ein Getön, und schaute landwärts,
Sah wundernd Sida schiffen, und horchte schärfer,
Verstand den Ruf und erblickte die Sirene.
Schnell rafft' er das Wurfnetz über Bord und folgte,
Fortrudernd mit angestrengter Kraft, der Warnung.
Sein Kahn schoß über die Wellenfläche schneller,

Als Enten flatternd über das Wasser laufen;
Ihn jagte Furcht vor dem bösen Fluthenfräulein.
Bald nahten die beiden Schiffchen sich, und Sida
Sprang bang' in den größern Nachen des Geliebten.
Sie fielen sich zärtlich in die off'nen Arme,
Und standen umschlungen, Herz an Herz, und schauten,
Ob die gefürchtete Wellenfrau sich nahe.

Sie nahte. „Laß uns zärtliche Lieder singen,“
Bat Sida, man sagt, dann fliehen die Sirenen.“
Und zitternd sangen sie, eng' einander fassend:

Drückt und wieget mich warm
Dein umschlingender Arm,
So bewegt sich und glüht
Mein entzücktes Gemüth;
Schließet küssend dein Mund
Unsern zärtlichen Bund,
Schwindet alles um mich,
Nichts empfind' ich, als dich.

Und sieh! die Meerfrau tauchte sich in die Fluthen.
Von jetzt an liebte Sida vertrauensvoller;
Ihr sagte das Herz, sie habe nun den Theuern
Durch kühn versuchte Rettung mit neuen Banden
Des Danks und der Liebe fester angebunden.
Doch klüglich vermieden beide stets die Nähe
Der falschen, lüsternen Zaubersängerinnen.

Das Aussehen der Unschuld.

Idylle.

Innig vergnügt saß Aegon neben seinem Mädchen im schaukelnden Kahne. „Ich habe ein Liedchen gedichtet, sagte er, schalkhaft lächelnd, soll ich es singen?„

Sie. Schmeichler, was lächelst du so? Willst du mich wieder erröthen machen, wie einst beim Freudenmahle? Weißt du's noch? da du mich weißer nanntest, als die Nymphe Galathee? Gern hätte ich mich versteckt, wie ein Fischlein im Schilfe.

Er. Du liebes Mädchen! damals standest du so rosig da, o wie schön! mit niedergeschlagenen Aeuglein, wie wenn in Amors Tempel dich die Sonne durch einen rothen Vorhang beschiene. Solch ein Anblick ist wohl des Gesanges werth. Aber diesmal — fürchte nichts! — diesmal besing' ich die Unschuld. Horche mir nur fleißig zu, und sprich das Urtheil, ob mein Liedchen gefallen kann; denn heute noch sänge ich's gern den Freunden.

Sie schaute ihm leise forschend ins Auge, und horchte. Lächelnd hob er an:

Ihr fragt: Wie sieht die Unschuld aus?
Die will ich euch wohl malen!
Zum Auge blickt ihr Huld heraus,
Und wärmt mit milden Strahlen.

Kein Zweifel hier, ob Himmelssinn
Aus seidnen Wimpern schaue!
Man sieht, es sitzt ein Seelchen drin,
So rein, wie Licht im Thaue.

Sie trägt sich mit Bescheidenheit,
Von Ruhe sanft umflossen,
Und über sie ist Heiterkeit,
Wie Schimmer, ausgegossen.

Noch zog auf ihrer Stirne nie
Der Unmuth eine Falte;
Die Miene zeugt, daß Harmonie
In Haupt und Herzen walte.

Es streitet mit der Schläfe Weiß
Und dem Auror der Wangen
Der frische Purpur um den Preis,
Mit dem die Lippen prangen.

Um ihren zarten Nacken wallt
Das Haar in freiem Fluge.
So anspruchlose Wohlgestalt
Gefällt in jedem Zuge.

In ein Gewändchen, nett und rein
Hüllt sie die feinen Glieder,
Ihr leichter Putz, um schön zu sein,
Ist prunklos auf und nieder.

Ihr Leutchen! Ihr verlangt von mir,
Daß ich mein Urbild nenne?
Die Unschuld selber sehet ihr
Im Mädchen, das ich kenne.

Da erröthete das holde Mädchen wieder so schön, und Aegon weidete sich entzückt am lieblichen Anblick.

Der Ring.

Erzählung.

Saepe in auctorem redit injuria.
Gnom. vet.

1. Die Rettung.

Mykon, der junge Fischer, hatte Cytheren bereits sein erstes Opfer, Myrthen und brütende Täubchen gebracht, und an Hymens Altar hing er den rankenden Epheu und die flötende Nachtigall im zierlichen Bauer; denn er liebte Minia, des Nachbars züchtige Tochter; die Blumen des Ufers hatten ihr kaum fünfzehnmal geblüht, lebhaft blinkte ihr frisches Auge über den rosigen Wangen, leicht umzog ein sanftes Lächeln ihren küßlichen Mund, reicher Haarwuchs flog an Festen um ihre weißen Arme, und hüllte die schöne Gestalt in ein dunkles Gewebe; dann ging sie sanft und ernst einher, wie eine junge Priesterin, die ein Heiligthum trägt, sonst hüpfte

sie leicht und rüstig zur Arbeit, treue Gehülfin ihres fleißigen Vaters. Wenn Mykons Kahn an ihrer Wohnung vorüberglitt, hörte er sie manchmal frohe Lieder singen, oder sah die Liebliche im Vorhause geschäftig, als emsige Wirthin.

Jetzt kehrte Mykon, vom Morgenthaue benetzt, aus dem düstern Walde zurück, mit einer schweren Bürde krummer Aeste, die er zum Schiffbau gesammelt hatte. Müde schob er sie auf einen ragenden Felsen, und setzte sich, um auszuruhen, an den sonnigen Rain. Forschend blickte er zur Wohnung seines Mädchens hinüber, ob er die Holde nirgends in froher Thätigkeit erblicke.

Da rauschte es neben ihm durch die Büsche, und eine Frau trat hervor, in ein leichtes Purpurgewebe gehüllt; Ringe blitzten an ihren Fingern, köstliche Spangen schmückten ihre Arme und Edelsteine ihre Stirnbinde; die braunen Haare flogen zerstreut im Winde; Erhitzung der Flucht goß Röthe über die Lilien ihres zarten Angesichts; sichtbar entstellte die Furcht dessen sanfte Züge. Aengstlich umherschauend hemmte sie die Schritte, betrachtete den ruhenden Fischer, und eilte entschlossen näher.

„O Jüngling, so sprach sie außer Athem, bist du des Mitleids fähig, so rette eine unschuldige Frau! Verfolger sind an meiner Ferse, treffen sie mich, so bin ich des Todes. Verbirg, rette mich, zaudere nicht!“

Gerührt sprang Mykon auf, und schaute umher, ob kein Verfolger nahe; aber nirgends bemerkte er Feinde. „Sei nicht so bange, edle Frau! sprach er tröstend, noch

zeigt sich kein Eilender, und sieh! dort am Ufer steht mein Kahn, du darfst nur einsteigen, so bring' ich dich über den Strom zu meiner Geliebten; sorge nicht! die wird dich bergen und pflegen.«

»Schon vertraue ich dir mehr, erwiederte die schüchterne Frau, seit ich weiß, daß du ein sittsames Mädchen liebst.« –

Geschwind trug er seine Bürde in den Kahn, bereitete der Fliehenden einen reinlichen Sitz, und führte sie mit hülfreicher Hand zur Stelle. Bald nahte das Schiffchen dem andern Ufer, und Mykon ruderte hinter eine buschige Landzunge, in einen kleinen ruhigen Busen, um seinen Kahn sicherer zu bergen. Am tiefen Gestade, hinter Ufergesträuchen, half er der bangen Frau über Bord auf den trockenen Sand. Indeß er seine Holzlast aus dem Kahne hob, verweilten beide noch in der Tiefe hinter der Landzunge.

Horch! da dröhnte es drüben wie der Hufschlag von Pferden; die bange Frau schauerte zusammen. Mykon sprach ihr Muth ein: »Laß sie traben, edle Frau! über den Fluß trabt ja kein Huf; und ich will mich wohl hüten, solch ein mächtig stampfendes Thier in den schwachen Kahn zu nehmen. Halte dich nur stille hier unten, daß niemand deinen schimmernden Mantel erblickt. Ich steige hinauf, um durch die Büsche zu schauen.«

Wirklich erstieg er das höhere Gelände und lauschte. Drüben hielt auf schnaubendem Rosse, weit umher spähend, ein stattlicher Reiter, im Schmucke köstlicher Ge-

wänder; am Rücken hing sein voller Köcher, an der Schulter sein stattlicher Bogen. Nicht lange, so erspähte er den lauschenden Fischer, und rief mit kräftiger Stimme: „Wandelte hier kein städtisches Weib?“

„Ja, Herr! erwiederte Mykon, dort kam sie aus dem Hain hervor, jetzt sitzt sie gewiß in irgend einer Vertiefung; leicht findet sie, wer an der rechten Stelle sucht.“ Wie zitterte die Geborgene!

Befriedigt, aber übel berathen, sprengte der Reiter davon, mannigfaltig durchkreuzte er das trügliche Ried. Still, wie das Reh, das noch kaum der Meute entkam, saß die Gesuchte am tiefen Ufer unter überhangenden Gesträuchen. Lächelnd nahte ihr Mykon:

„Habe ich ihm nicht die Wahrheit zugerufen? Dennoch wette ich, er findet dich nicht, schöne Frau! Aber nun mache dich bereit. Sieh, dein Purpur strahlt ins Land, wie Feuer; rolle ihn zusammen, und stecke den Verräther unter dein Kleid. Ich hänge dir ein reinliches Netz vielfach über die Schulter; so gehst du, in Grau gekleidet, ohne Verdacht, an meiner Seite.“

Willig ließ sich die edle Dorina verhüllen; aber Thränen traten ihr in die Augen, als sie im Wasserspiegel bemerkte, wie sehr sie dieser rauhe Schleier entstelle; doch zog sie einen glänzenden Ring vom Finger, und bot ihn dankbar dem wundernden Fischer: „Nimm hin, sprach sie bittend, und sei mir ein getreuer Leiter!“

Mykon stutzte, und schüttelte bedenklich das Haupt: „Es scheint, die Städter gewöhnten dich, jede Gefällig-

keit mit einem Geschenke zu bezahlen; laß das! du bist auf dem Lande, behalte deinen Ring; wir hier retten Verfolgte gern umsonst.“

„Redlicher Jüngling, dein Edelmuth gewinnt mein volles Vertrauen; nimm dies Kleinod hin, nicht als Lohn, sondern als Denkzeichen einer Fliehenden, die stets deiner seltenen Treue gedenken wird. Sieh! Amor lenkt darauf mit Saitenspiel den gezähmten Löwen; mein Verfolger gab mir ihn; ach! mir hat Amor den Löwen nicht gebändiget.“ —

„Aber was soll ich mit diesem köstlichen Geschmeide?“ —

„Du sprachst von deiner Geliebten; gib ihr den niedlichen Schmuck; die Gabe wird ihr Freude gewähren.“

„Wohlan denn, habe Dank! Meiner Minia bring' ich den glänzenden Reif. Ha, wie schön reitet hier Eros, das arge Kind, auf dem stattlichen Löwen, in die Saiten greifend.“ Fröhlich fing er zu singen an, indeß er das höhere Land erstieg:

„Amors Laute tönen süß,
Zähmen selbst die Ungeheuer,
Riesen greifen zu der Leier,
Singen ihrer Liebe Feuer,
Ihrer Liebe Kümmerniß.“

Dorina bat ängstlich, er möchte ihren Verfolger nicht durch lauten Gesang herbeilocken. Aber Mykon sah ihn ziemlich fern auf dem Riede hin und her reiten, fürchtete

nichts, und sprach jugendlich muthig: „Komm nur, du Wohlvermummte, dein Feind hält dich ehender für eine Nymphe, als für dich selbst.“

Er half ihr am Ufer herauf, und ging, mit seiner Bürde beladen, neben ihr ins Gebüsche. Begierig suchte Dorina's Blick den Irrenden, und sah mit Schrecken, wie er sein Pferd wieder zum Strome wandte. Doch bald nahm sie ein dichtbelaubter Gang zwischen überhangenden Erlen auf, und entzog sie den Blicken des Verfolgers. Nach kurzer Wanderung schlang sich der Pfad durch eine Blumenwiese zur einsamen Hütte, die Minia mit ihrem Vater bewohnte.

Eben saß sie auf einem Bunde Binsen im Schatten, aus zarten Halmen ein frisches Handnetz knüpfend; da erblickte sie den Trauten mit einer Fremden, und lief ihm mit fragenden Blicken entgegen, herzliche Grüße rufend.

Er warf seine Bürde ab, bot ihr die Hand, und zog sie zu seiner Begleiterin: „Sieh da, sprach er traulich, eine Verfolgte aus der Stadt! Bewaffnet eilt ihr ein böser Reiter nach; wir wollen sie bergen; sein Roß mag sich die Hufen ablaufen, ehe er sie finden soll.“

Dorina hatte sich aus dem Netze losgewickelt, es fiel zu ihren Füßen; im zarten weißen Gewande, mit Geschmeide um die Stirn und schimmernden Gürteln um den Leib und um die Arme, stand sie da. Minia, das Kleid der Fremden mit Blicken prüfend, sagte: „Gewiß bist du eine vornehme Frau; wie köstlich alles, was dich

ziert! und du selbst noch so jung, so schön! Und dennoch willst du fliehen? Welch eine Noth muß dich verfolgen!“

Miniens Vater war indeß aus der Hütte getreten, er hatte die Kommende bemerkt, und die Reden der Kinder verstanden. „Flüchtig also?“ sprach er mit ernster Milde: „Zu nahe dem Ufer liegt unsere Wohnung, gute Frau; Fremde setzen wir über den Strom, manche treten hier herein; wie leicht erfragte dich dein Feind! Wenn er dann mit Helfern heranschleicht, und uns überfällt, wer kann dich retten? Weißt du keinen Zufluchtsort?“

„Triope'n, meiner trauten Amme, erwiederte Dorina, schenkte ich vor ein paar Jahren eine kleine Insel in der nahen Bucht, Möweninsel nennt sie das Volk; dort wohnt sie mit ihrem Geliebten, einem wackern Schiffer aus Naxos, zwei blühende Kinder erheitern ihre glückliche Einsamkeit; könntet ihr mich zu ihr bringen, so wäre ich geborgen.“

„Wohl kenne ich das liebliche Eiland, sprach Thiretas, der Vater: dort sucht dich schwerlich ein Verfolger; du gehst da sicher, wie in Elysiums Auen. Nur eine schmale Landzunge trennt uns von der Inselbucht, in wenigen Stunden erreichen wir das Ufer der See; dort steht immer ein Nachen auf Walzen, ein Eigenthum meines Freundes Idas. Ehe die Sonne die kürzesten Schatten wirft, landen wir an der Möweninsel. Nur eine Vorsicht! Verhülle dich, daß kein Begegnender deinen Stand erräth! Minia, wirf ihr dein besseres Oberkleid um, und setz' ihr deinen Strohhut auf!“

Gern gehorchte das Mädchen. Verkleidet stand Dorina, auch schön in ländlicher Tracht. Thiretas holte ein Körbchen mit Früchten herbei: „Mykon, fragte er, willst du mir helfen?"

„Wer hälfe nicht gern", versetzte der Jüngling, und zog Dorinens Ring aus dem Busen: „Sieh dies Kleinod! Mehr als freigebig reichte mir die edle Frau das reiche Geschenk. Wie gefällt dir's, meine Minia? Wozu, meinst du, gab sie mir wohl den schönen Ring? Für dich, mein Liebchen, für dich erhielt ich ihn. — Nimm denn hin das glänzende Pfand, ihr und mein Geschenk! Aber gib mir's nicht weg! Sonst — laß dir's gesagt sein! (dazu schlug er scherzend mit der Rechten auf seine Brust) sonst bleibt dein Löwe nicht mehr zahm."

Minia beschaute freudig den schönen Ring, steckte ihn spielend an den Finger, und ließ ihn blinken, das schöne Händchen wohlgefällig wendend. „Habe Dank, schöne Frau, stotterte sie, dein Geschenk ist gar zu reich, was werden meine Gespielinnen sagen? Aber, Vater, jetzt kann ich dem Bräutigam nicht recht danken, erst wenn er mit dir zurückkehrt, will ich es von Herzen thun; hörst du, Mykon? bleib mir ja nicht aus!"

Mykon hüpfte seinem Mädchen an den Hals, und lief mit einem süßen Kusse davon, hinter den beiden Wandernden her, oft zurückwinkend.

Thiretas, der Vater, schritt eine geraume Zeit voran, nachdenkend und ernst; jetzt hielt er an und sprach: „Aber sage mir, schöne Frau, hast du etwa deinen Gemahl ge-

tödtet, oder einen Geliebten, mit scharfem Stahle oder mit Gift, in der Hitze des Zorns oder im Sturme der Eifersucht? Und fliehest du nun die Dolche der Rächer? Sage mir das aufrichtig, damit wir die nöthige Vorsicht gebrauchen.«

»Niemand habe ich beleidigt, guter Mann! antwortete Dorina ruhig, unschuldig fliehe ich; gegen mich zuckte mein Gemahl das tödtende Eisen; im trunkenen Muthe, mit blitzenden Augen trat er heute, als Aurora heraufstieg, vor mein Lager, weckte mich, warf jenen Ring, den ich dem Fischer gab, auf die Decke, und fragte rasch: »Kennst du den?« Erschrocken besah ich den Ring. »Charinos, schrie er empört, erhielt ihn von dir, öffentlich prahlte er damit; stirb Verrätherin!« Da schwang er den Dolch mit hochgestrecktem Arme, in den Vorhang fuhr der gezuckte Stahl, der Arm des Mörders ward aufgehalten. Von der Todesangst gejagt, entsprang ich den bergenden Decken, und floh ins nächste Gemach, schnell den Riegel schiebend. Mit heftigen Stößen strebte sie der Wüthende zu sprengen; jeden Augenblick bebte ich, sie zerkrachen zu sehen; voll Angst floh ich, die Kleider am Arme tragend, hinaus ins Dickicht des Gartens, zog leise meine Gewänder an, und schlüpfte durch die Hecke ins Freie, an den Bach hinab; immer gebückt eilte ich in der Vertiefung seines Bettes zum Walde. Charinos ist der unselige Jüngling, dessen Bewerbungen ich allezeit standhaft abwies. Wie er meinen Ring erhielt, errathe ich nicht.«

„Den Göttern sei Dank! sprach der ehrliche Alte, daß du eine unschuldig Verfolgte bist. Sieh! ich hätte mich gefürchtet, eine Verbrecherin zu retten, die der Nemesis anheimgefallen wäre; denn die Götter der Rache hängen sich gern an die Fersen dessen, der die Schuldigen ihrer Verfolgung entziehen will. Nun komm getrost, verkannte Dulderin! Die Götter vergüten, was man schuldlos erträgt.“

Bald fanden sie den Nachen, und ruderten glücklich zur Möweninsel. Triope trat ans Ufer, ein trippelndes Kind an der Linken, einen schönen Säugling im rechten Arme haltend; sie hatte schon von ferne den Nachen erblickt. Die Gerettete erhob sich gerührt von ihrem Sitze, und streckte, Grüße rufend, die Arme aus, Thränen fielen ihr über die Wangen.

Triope erkannte sogleich die traute Pflegetochter: „Du, Dorina?“ so rief sie erstaunt, „du, so allein? Trautes Kind, ach, was führt dich hieher?“ Innigen Antheil nehmend, erwartete sie die Fremdverhüllte. Dorina stieg ans Ufer, und schmiegte sich an die treue freundliche Frau: „Ach, Mutter! als eine Flüchtige siehst du mich! tödten wollte die Schuldlose der, den ich liebte!“ Nun erzählte sie von ihrem Entsetzen und der eiligsten Flucht.

Voll Mitleids nahm Triope die schöne Pflegetochter an den treuen Busen. Die Fischer erhielten Erquickungen, schmackhafte Kuchen und labenden Wein, und die Gerettete drang ihnen noch ein Geschenk auf.

2. Die Zerrüttung.

Auf der Landzunge, die sich nicht weit von Thiretas Hütte ins Meer hinausbog, lag das prächtige Landgut des reichen Athamas. Wenn die lauen Frühlingslüfte wehten, pflegte er die Stadt zu verlassen, und mit großem Gefolge die schöne Wohnung am Strande zu beziehen. Wer das Meer scheute, bange Frauen und Sklavinnen, zogen zu Lande dahin. Da zählten Thiretas und der junge Mykon jährlich mühsame Stunden, bis sie die zahlreiche Gesellschaft über den Strom gerudert hatten.

Noch nicht lange war Dorina gerettet, da erschien der Zug des reichen Städters am Ufer; auch Minia mußte zu Hülfe eilen. Mykons Ring kam nicht vom Finger der liebenden Jungfrau; oftmal des Tages lächelte sie den reitenden Eros an, und bat ihn, ihrer Liebe günstig zu sein. Auch jetzt prangte der schöne Schmuck an ihrer Hand, die neben Myrrha, einer jungen Sklavin, das Ruder führte. Bald schimmerte der goldene Reif ins Auge der wundernden Magd; kaum ruhte Minia ein wenig aus, so ergriff Myrrha die Hand der Schifferin; „Ha, Mädchen!“ rief sie, „welch ein schöner Ring! Wie künstlich stellt er Amorn, den Löwenbändiger, dar! Wie kommst du zu dem köstlichen Geschmeide? Wahrlich, es würde die reichste Städterin zieren.“

„Gefällt er dir?“ erwiederte Minia scherzend, „mir auch! Mein Jüngling gab mir den Ring, als Pfand,

mir, seiner Braut; ich sah es, wie eine schöne Städterin, dankbar, ihm das schöne Geschenk reichte. O ich halte es werth, so werth, wie mein Auge; das kannst du mir glauben!«

Thiretas vernahm das unbefangene Gespräch; aber erfahrner, als die aufblühende Tochter, besorgte er Entdeckung der jüngst geretteten Frau: »Bist du schon im Zuge zu dahlen, schwatzhaftes Mädchen? Ich wollte, deine Arme wären emsiger, als deine Zunge; schweig nun, und rudere strenger!« Minia schwieg denn, und das Schiff landete glücklich am sichern Ufer.

Fröhlich wanderte die geschmückte Schaar, durch Blüthengebüsche, dem Landsitze des Reichen zu. Dort lagerten sich Mädchen und Jünglinge unter den duftenden Bäumen ins Grüne, froh, so frische erquickende Lüfte einzuathmen.

Myrrha saß zu den Füßen der schönen Neära, der Geliebten des reichen Athamas. Morgenfarbene Seide floß nachläßig um die Schultern und um die schönen Arme der Begünstigten; zarte Leinwand, weiß wie Schnee, umhüllte darunter den reizenden Leib, und köstliche Edelsteine funkelten an ihren Fingern.

»Wie blitzen deine Ringe!« sprach Myrrha, »wie schmücken sie eine schöne Hand! Männeraugen werden sicher von beiden geblendet. Köstlich ist jeder Stein, jeder vielleicht einen Landsitz werth; aber wie viel köstlicher würde er sein, wäre ein Bild des holden Amors, oder der lächelnden Venus, oder einer schwebenden Gra-

zie darein gegraben! Jenes Fischermädchen am Ufer, das uns herüber rudern half, trägt einen solchen Ring; Amor, der Löwenbändiger, ist künstlich in das blinkende Steinchen geschnitten; mein Kopf kann des reizenden Bildes nicht los werden; die Götter wissen, wie ein armer Fischer zu dem herrlichen Ringe kam."

"Die liebliche Vorstellung kenne ich, erwiederte Neära, sitzt nicht Amor auf einem großen, ruhig schreitenden Löwen, und spielt das schmucke Pentachord?" Myrrha nickte ihr Ja. "Den Künstlern gefällt das vielsagende Bild, mehr als einer bearbeitet die beliebte Form; sonst dächte ich, mir wäre der schöne Stein erst neulich vor Augen gekommen. Wo sah ich ihn doch?" Neära sann nach: "Irre ich nicht, fuhr sie fort, so zeigte mir ihn die verlorne Dorina. Ganz recht! Ihre Hand bot uns das schöne Bild zum Schauen dar, und ihre Freundin Philyrion drückte das nette Kunstwerk in reinliches Wachs."

"Wunderlich, erinnerte Myrrha, wenn uns der Ring die Spur wiese, wohin die Vermißte sich wandte. Sorge doch, daß Athamas von diesem Ringe Kunde erhält. Willst du ihm nicht davon erzählen? Er ist der Oheim der Entflohenen, und liebte sie stets, wie seine eigene Tochter."

Sogleich erhob sich Neära, und erzählte ihrem geliebten Herrn von Minia's Ringe.

"Habe Dank, mein aufmerksames Mädchen, sprach der sinnende Herr, mich dünkt, hier lohne es sich wohl der Mühe, etwas näher nachzuforschen. Kalidas gab

Dorinen einen solchen Ring. Aber wie sollen wir es anfangen, um die Wahrheit heraus zu locken?" Er dachte nach, im Schatten blühender Bäume dahin wandelnd. Bald kehrte er zurück: "Wie meinest du, kluges Mädchen? Wollen wir nicht Phormion, den gewandten Knecht, zur Fischerhütte senden? Längst wünschte der alte Thiretas, im langen Teiche hinter unserm Garten, einem alten Strombette, zu fischen. Bringt er mir den Ring zur Ansicht, so fische er dort ein paar Tage nach Herzenslust. Tritt er mir aber die Kleinigkeit ab, so benutze er den Teich das ganze Jahr, nur liefere er jede Woche, so lange wir hier sind, zu meiner Tafel eine Lägel voll schmackhafter Fische. Auf solche Bedingungen bringt uns der schlaue Phormion gewiß den Ring; erhält er ihn um geringern Preis, desto besser."

"Gewiß, mein geliebter Herr! erwiederte Neäre, gefällt dem Alten deine Verheißung, aber schwerlich der Tochter; Phormion und der Vater werden Mühe haben, den Ring zu erhaschen; denn er ist eine Bräutigamsgabe; bedenke, was das heißt! Lieber mißte sie ihr bestes Gewand, den bunten Rock und alle Bänder dazu."

"Da mag Phormion seine Künste versuchen, sagte der lose Mann lächelnd, du wirst sehen, er bringt den Ring. Laß ihn nur kommen!"

Der schalkhafte Knecht ward gerufen, und erhielt seine Aufträge. Bald erschien er im Wäldchen am Ufer. Aber er gerieth an Mykons Hütte. Eintretend fragte er: "Wohnt hier Minia, das Mädchen mit dem schönen Ringe?"

„Wohl weiß ich, wo Minia wohnt, versetzte Mykon, aber sprich! was weißt denn du von ihrem Ringe? Hast du ihn gesehen?“

„Gern sähe ich ihn, denn ich weiß, welch ein Bild er trägt; willst du deine Schwester rufen, junger Fischer.“

„Schwester, meinst du, fremder Mann? Sie liebt mich wohl mehr, als einen Bruder; willst du ihr den Ring abkaufen, so bringe einen tüchtigen Sack voll Gold mit dir! Ich wette, du erhälst ihn dennoch nicht; denn ich, ihr Bräutigam, gab ihr das schöne Pfand. Setze dich nur aufs Bänkchen hier, unter den Blüthenbaum. Sogleich wird sie da sein.“

Er lief durch die Büsche, und holte Minia herbei: „Komm, liebes Mädchen, sagte er, ihre Hand ergreifend, dein wartet ein Knecht des reichen Mannes; diesen Ring hätte er gern, wirst du ihn weggeben?“

„Wo denkst du hin, mein Lieber? Weggeben — dein Pfand? Weißt du, mit welchen feierlichen Worten du mir es schenktest? „Gib mirs nicht weg, sprachst du gar ernst, sonst bleibt dein Löwe nicht mehr zahm.“ Meinst du, ich könnte froh sein, wenn du zürntest?“

„Gut, mein Liebchen! Halte fest an deinem Vorsatze, jetzt gilt es! Der Junge dort hat dir Augen im Kopfe, stechend und unstät, wie die Sonnenbilder auf dem Teiche. Sicher will er dich um deinen Ring betrügen.“

„Ei, das müßte er künstlich anfangen; er wird mir doch den Finger nicht abschneiden? Und bist du nicht auch dabei? Was dürfte er mir zu Leide thun?“

„Nichts, mein gutes Mädchen, gar nichts!“ rief er, drückte sie sanft an sich, und küßte ihre blühende Wange: „Nicht scheel ansehen soll er dich, das glaube mir!“

Sie liefen denn durch die Büsche zu Phormion. Sinnend saß der Knecht indeß auf dem beschatteten Bänkchen, und war eben mit sich eins geworden, schwerlich würde er den Ring allein erhalten; lustiger wäre es, und seinem Herrn angenehmer, brächte er Ring und Mädchen zugleich.

Nun trat das Pärchen vor ihn, und Minia wies ihm den Ring an ihrer festgeschlossenen Faust: „Mein Jüngling sagt, du wollest Amorn, den Löwenbändiger, sehen; so sieh denn!“

Schmeichelnd ergriff der Knecht das Händchen, drückte Küsse auf Ring und Hand, und rief wie entzückt: „wie schön! wie schön!“ Schnell zog Minia die Hand zurück; Mykon ergriff und umschloß dieselbe mit seinen beiden, trat nahe zum Fremden, und ließ den Ring zwischen den Fingern hervorschauen: „Da — sieh nun zu, bis du das Bild auswendig weißt! Kannst es auch küssen.“

Phormion besah es genau, und versetzte: „Ist denn innen am Reifchen kein besonderes Zeichen? Kein Buchstabe, keine Blume, kein Sternchen? Laßt doch sehen!“

„Ha, Vetter! sprach Mykon, du möchtest das Kleinod gern in die Klauen bekommen? Es gibt Leute, sagt man, welche Edelsteine verschlucken; weg sind sie dann; laß dir das vergehen! Doch Bescheid sollst du ha-

ben; sieh, ich schaue selbst.“ Er zog dem Mädchen den Reif vom Finger, trat bei Seite, und besah ihn um und um. „Kein Ritzchen darin, rief er, alles flach und blank. Aber warum fragst du nach Zeichen? Warum vermuthest du sie im innern Reife?“

„Mein Herr vermißt einen solchen Ring, ein kleines Zeichen ist unten an der Fassung des Steines; nur ich kenne es und mein edler Herr; die Götter wissen, wie du zu dem Ringe kamst.“

„Recht gut wissen wir's, du Schalk! Meinst du den Ring so wegzuhaschen, wenn er dir in die Hände gerethe? Thue Verzicht auf diese Freude! Sieh! so lange mein Liebchen die Hand schließt, ergreift ihn die deinige nicht. Geh nur wieder heim, und berichte deinem Herrn, du habest unsern Amor gesehen, aber er sei der seinige nicht.“

„Mein Herr wird seine Knechte schicken, und sein Eigenthum mit Gewalt nehmen.“

„Mit Gewalt? rief Mykon lachend, wir kennen ja euch Sklaven alle, die ihr da vorüber zoget; kommt nur! Hier sind auch noch Arme; meine Brüder und ich und unsere Nachbarn leuchten euch wohl nicht übel nach Hause; und wenn du nicht bald gehst, kannst du sogleich mit mir in Uebung kommen. Hältst du uns denn für Diebe, die kein Herz haben?“

„Man kann fremdes Gut auch finden,“ erwiederte Phormion nicht ohne Sorge.

„Geh nur, und sage deinem Herrn, mir habe jemand

aus der Stadt diesen Ring als Fährlohn gereicht; der seinige könne es nicht sein; bekommen werde er den unsern nicht; denn auch wir lieben ein schönes Götterbild, und eben wir, mein Mädchen und ich, bedürfen es am meisten, daß uns Amor gnädig sei.«

Hiermit ging Mykon, und begleitete seine Braut zu ihrer Wohnung. Phormion merkte, mit der Jugend geling' es ihm nicht; er wünschte, den Alten zu finden, und schlich deßhalb durch die Büsche dem liebenden Paare nach. Jetzt sah er ein Strohdach über die Sträuche ragen, und vernahm die Stimmen der Redenden. Leise schlich er durch die Zweige näher, spähte durch die regen Blätter und horchte. Mykon erzählte dem alten Fischer, der auf der Bank vor der Hütte saß: »Bedenke doch, der Sklave droht, sein Herr wolle uns mit einer Schaar überfallen, und den Ring mit Gewalt ergreifen. Wag' er's nur! Ich gehe zu unsern Nachbarn, und rede mit ihnen ein Zeichen gemeinsamer Wehr ab. Minchen, halte den Ring fest, laß dir ihn nicht entwinden, weder durch Worte, noch Hände.« So sprach er, küßte sie sanft, und ging davon.

Thiretas ließ sich nun den Besuch des Sklaven von der Tochter genauer erklären; jeden Umstand fragte er ihr ab, und erwog ihn.

»Mädchen, sprach er, mich dünkt, der beste Rath wäre, du gingest mit mir zum reichen Manne.«

»Nein, nein! fiel Minia eifrig ein, das thue ich nicht! Erst meint' ich, Mykon sollte selbst mit mir

zu Athamas gehen. Ach! wie mißfiel ihm dieser Vorschlag! Wir hier an unsern Hütten, sprach er, haben wohl eine Thür, aber eine sehr kunstlose, die nur Thiere abhält; allein dort sind Thüren mit künstlichen Riegeln; sie lassen uns beide etwa ins vorderste Gemach treten, dann locken sie dich oder mich in ein inneres, und schließen den Riegel der Zwischenthür; da stehen wir dann, einander nahe genug, aber doch gesondert, als erhebe sich ein ganzer Wald zwischen uns; die Götter möchten sehen, was sie dir thäten; auch wenn du laut schriest, könnte ich dir nicht zu Hülfe kommen. Nein, Liebchen! Geh mir nicht zu den Reichen! Gingest du hin, ach! so müßte ich, zweifelnd und bedauernd, dich ansehen, wie eine köstliche Frucht auf einer Schale, an deren Rand ich einen giftigen Molch getroffen hätte. Du siehst also, Väterchen! ich kann mit dir nicht hingehen."

"So gib mir den Ring, daß ich allein gehe, und ihn dem reichen Manne zeige! Du weißt, Städter sind eigensinnig und herrisch, er wird nicht ruhen, bis er das Kleinod gesehen hat."

"Vater, du hörtest ja, was mein Mykon sagte; gewiß entwindet mir den Ring weder Hand noch Wort. Also bitte ich, spare deinen Zuspruch! Geben darf ich nicht, und abschlagen ist peinlich."

Thiretas merkte wohl, der Ring sei auf diese Art nicht zu erhalten, und schwieg. Da schlich Phormion leise aus dem Busch, und schritt auf gebahntem Pfade der Hütte zu. Freundlich grüßend begann er seine Sen-

dung zu melden, und erzählte drollig genug, sein Gespräch mit Mikon und Minia. Ein großes Gewicht legte er auf die Erlaubniß, im Teiche zu fischen, noch ein größeres auf die Drohung, sein Herr würde den Ring mit Gewalt oder wohl gar vor den Gerichten fordern. Minia zürnte, daß er nun auch mit Richtern drohe, schalt Herrn und Knecht ein raublustiges Gesindel, und lief fort, ihrem Geliebten die verdrießliche Drohung zu klagen.

Als Phormion sich mit dem Fischer allein sah, rieth er ihm, dem eigensinnigen Mädchen, im Nothfalle, den Ring im Schlafe abzuziehen. Sollte sie darob erwachen, so könnte er ja Kleider über sie hinwerfen, und im Dunkel schnell sein Lager suchen, um den Ring geschwind zu bergen. Leicht wär' es, sie zu bereden, ein Dieb sei Nachts in die Hütte geschlichen, habe ihr das Kleinod entrissen, und sei entflohen. Der Vorschlag gefiel dem Vater nicht übel, er versprach, den Versuch zu wagen, und Phormion brachte seinem Herrn Bericht.

Der nächtliche Thau netzte die Kräuter, und Minia sank auf ihr Lager; ein fester Schlaf umfing die Müde; leise nahte der Vater, ein Kleid des Kindes in der Linken tragend, setzte sich auf ihr Lager, und suchte ihre Hand. Sachte faßte er das weiche Händchen in die seinige; Minia schlummerte fort, ohne zu zucken. Sorgfältig suchte er die Richtung aus, wohin er im Finstern fliehen müßte, wenn sie etwa erwachte. Jetzt drehte er sanft am Reifchen, und lauschte, drehte wieder und wie-

der, und immer weiter rückt es vor. Minia ahnete nichts. Endlich streifte er den Ring leise vom äußersten Gliede, ließ das Händchen langsam und bedächtig auf die Decke sinken, und schlich auf den Zehen zu seinem Lager. Das Herz schlug ihm laut im Busen, daß es ihm so artig gelungen war; er fand keinen Schlaf mehr, und sann, was nun das Beste wäre.

„Geh' ich, dachte er, ehe der Tag graut, so erwacht sie, ohne mich zu finden; vermißt sie dann den Ring, was kann sie denken, als daß der Vater ihn wegnahm? Ach! das zerstört alle kindliche Liebe! Bleibe ich, so jammert sie, daß ich selber weinen möchte; dann soll ich noch lügen und trügen, ohne zu erröthen; wo nähme ich diese Fertigkeit her? Welch ein böser Handel!“

Am Ende wußte er keinen bessern Rath, als wegzugehen, sobald die Morgenröthe erschiene, in den ersten Frühstunden dem Herrn den Ring zu zeigen, und ihn sogleich wieder zurück zu bringen; so würde der Schmerz des Verlustes wenigstens der kürzeste sein.

Sobald die Morgenröthe durch das Reblaub in die Hütte schien, schlich er davon, zum Landsitze des reichen Athamas. Aber ringsum fand er alle Zugänge geschlossen, große Hunde kamen an die Verzäunung, und drohten, heftig bellend, ihn zu zerreißen. Er rief mit lauter Stimme dem Knechte Phormion. Zankend riefen Sklaven halblaut aus den Fenstern zurück, er sollte mit seinem Geschrei die Ruhe des Herrn nicht stören. Doch ward Phormion geweckt, zu sehen, was der frühe Schreier

verlange. Lustig sprang der Schalk vom Lager, und eilte hinaus zu dem Fischer. „Hast du den Ring?“ — „Ja, mein Freund! ich zog ihr das Reifchen vom Finger, ohne daß sie erwachte. Schlägt sie nun aber die Augen auf, und vermißt ihr Kleinod, so weiß ich wohl, daß sie vor Jammer fast vergeht. Darum komme ich so frühe, damit ich es schnell wieder heimtragen kann, wo möglich, noch ehe sie erwacht. Wecke also geschwind deinen Herrn, und führe mich vor ihn, damit er die Bilder des Ringes beschaue, und mich schleunig entlasse!“

„Komm nur herein in mein Schlafgemach, du wackerer Fischer! Alles geschehe, wie du wünschest!“

Kaum war er eingetreten, so ging Phormion hinaus, und schob den Riegel an der Thür. Gitter schloßen die Fenster; Thiretas setzte sich auf ein Polster am Gesimse, begierig harrend. Der Knecht fand aber das Schlafgemach seines Herrn noch fest geschlossen; leises Pochen weckte den Schläfer nicht, eben so wenig lauteres Räuspern; ein großes Getöse zu machen, trug er Scheu. So zog er sich denn von der Thür zurück, ging zur Küche, und raffte die Reste süßer Kuchen zusammen; so beladen kehrte er zu seiner Schlafstelle zurück, und bat den Gast, sich zu erquicken, bis der Herr sich in seine Kleider hülle. Schnell ging er weg, als rufe der Dienst ihn ab, und schob draußen wieder den Riegel.

Lange blieb er weg, wiederholte sein Klopfen vergebens, und kehrte zum Fischer zurück, die falsche Kunde bringend, sogleich werde der Herr ihn rufen. Dann

eilte er von neuem weg, und sperrte die Thür. Die Sonne erhob sich indeß schon über die nahen Gebäude; da ward dem Harrenden die Weile lang, er rief zum Fenster hinaus dem zögernden Diener, rüttelte endlich voll Ungeduld an der Thür, und lärmte so lange, bis endlich das ganze Haus erwachte. Der Herr öffnete sein Gemach, nach der Ursache des Getöses forschend. Phormion stand bereit, und erzählte.

Der Fischer ward gerufen, und zeigte den Ring. Ueberrascht rief Athamas aus: „Beim Zevs! das ist Dorinens Ring! Hier am Rande steht der Name des Künstlers: Artemidor. Nun sprich, wie bist du zu dem Ringe gekommen?“

Thiretas erklärte genau, wie er in seine Hände gelangt war: nur den Aufenthalt der guten Dorina verrieth er nicht. „Sie stieg in ein Schiff, sprach er, und fuhr über die See davon.“

„Hast du nicht die Richtung der Fahrt bemerkt?“

„Ja, Herr! sie fuhr gerade hinaus übers Meer.“

„O, was gäbe ich, gute Nichte, wenn ich deinen Aufenthalt fände! Sag' an, guter Mann, nannte sie nie den Ort, wohin sie segeln wollte?“

Thiretas schwieg, und besann sich, ob er gestehen sollte, was er wußte; Athamas merkte sein Bedenken, und fuhr bittend fort: „Besinne dich, redlicher Mann! Du weißt nicht, welches Glück du mir verkündigen würdest, wenn du mir ihren Wohnort nennen könntest; ich liebe die Verlorne, wie mein eigenes Kind. Wie viel

mag sie bedürfen nach so eiliger Flucht! Wie gerne säh' ich sie wieder! Wie gerne gäb' ich ihr, was ihr Herz verlangt?"

"Ei, Herr, wenn dem also ist, so will ich dir gern der Nichte Aufenthalt zeigen; erst kannte ich dich nicht, und mochte kein Verräther der Geretteten sein. Siehst du jene kleine Insel im Busen des Meeres? Dort wohnt sie bei ihrer Amme; freundlich ward sie empfangen, ich selber führte sie hin."

"Wahrlich, ehrlicher Fischer, es tagt vor meiner Seele! Sonderbar, daß ich nicht selbst auf den Gedanken fiel! Ja, dort weilt Dorina, oder nirgends! Habe Dank! Du hast Belohnung verdient; es sei dir erlaubt, jede Woche einmal in meinem Teiche zu fischen."

"Aber, Herr, verrathe den stillen Aufenthalt ihren Verfolgern nicht! Ich würde mich zu Tode grämen, wenn ihr ein Leid widerführe, weil ich zu treuherzig war."

"Sorge nicht, redlicher Mann! Zu sehr liebe ich meine gute Nichte, um sie Gefahren preiszugeben. Ruhig lebe sie am Busen der Freundschaft, in einsamer Stille, bis ihre Unschuld rein und fleckenlos, wie die blaue Luft, erscheint, und der mißleitete Gemahl reuig zu ihren Füßen liegt."

"Nun gib mir den Ring zurück, damit ich meine Tochter beruhigen kann; denn die wird erbärmlich jammern."

"Ganz gewiß sollst du ihn haben, guter Mann; nur jetzt kann ich ihn noch nicht missen; denn seiner bedarf ich, um einen Betrüger zu entlarven. Nimm indeß einen

andern köstlichen Ring, und bring damit deine Tochter zur Ruhe."

Wirklich reichte er ihm einen Ring mit prächtig strahlendem Edelsteine. Kopfschüttelnd stand der Fischer: "Ihr Götter, wenn ich's verlöre!" Aber Athamas drang ihm das köstliche Kleinod auf.

Indeß erscholl im Hofe ein Klagegeschrei. Thiretas erkannte sogleich Miniens Stimme. "Da haben wir's! rief er aus, schon weiß sie, daß ich hier bin. Nun Herr, versuche selbst, wie sie zu beruhigen ist!"

Die Diener führten das Mädchen vor den Herrn; "Ach Vater, meinen Ring! rief sie, und eilte zu ihm: niemand kann ihn haben, als du; des Nachbars Sohn sah dich frühe hieher gehen, sogleich errieth ich dein Vorhaben. Ach Herr! wenn du den Ring schon empfingst, so gib ihn wieder her! er ist ein theures Pfand meines Bräutigams, das er mich unter Schwüren treu bewahren hieß. O wie sorgsam hab' ich es bewahrt! Aber, ihr Götter, mich beraubte mein eigener Vater. Habe Mitleid, und gib mir das Pfand zurück!"

Mit sanfter Rede belehrte sie Athamas, reichte ihr den schönen Ring als Zwischentausch, versprach einen Diener mitzuschicken, der ihren Liebling Mykon belehren sollte, gewann ihr Zutrauen durch Lob und süße Versprechungen, und wußte sie endlich zu bewegen, daß sie weinend sich in die Nothwendigkeit fügte, und stille traurend mit ihrem Vater nach Hause kehrte.

Mykon hatte indeß die Hütte seines Mädchens leer

gefunden; Helenchen, des Nachbars jüngstes Töchterchen, sagte dem Wundernden, wohin Minia geeilt sei. Verdrießlich, daß sie zum Landhause des Reichen gegangen war, beschloß er zu lauschen, was man dort beginne, und bereits verstimmt begegnete er dem Vater mit der trauernden Tochter. Forschenden Blickes grüßte er sie: „Ihr kommt zurück vom reichen Athamas? fragte er, nicht wahr, ihr brachtet ihm den Ring? — „Ich nicht! erwiederte Minia sorgsam eilig, mein Vater trug ihn hin, wider meinen Willen; nur um dein Pfand zurückzuholen, eilte ich ihm nach.“

„Da glänzt ja ein anderer Ring an deinem Finger; hast du also getauscht? Es scheint.“

Minia erzählte, wie sie das köstliche Kleinod erhielt, und daß ihr Athamas den Ring mit dem Amor zurückgeben werde.“

„Also bis in sein Gemach ließest du dich locken?“ sprach Mykon mit blitzenden Augen: „Und warst zufrieden mit dem köstlichen Tausche? Und nun kehrst du verschämt und traurig zurück? Auch meine Schwester ward einst so in ein Zimmer gelockt, ich weiß, was sie erfuhr, und wie sie in der Angst zum Fenster hinaussprang. O! ich wollte, mir wäre gestern die versteinernde Gorgo erschienen, so hätte ich noch süße Erinnerungen nach Elysium mit hinüber genommen. Aber jetzt! — Lebe wohl, Minia!“

So rief er, und wandte sich seitwärts ins Gebüsch, forteilend und ächzend, als hätte Nemesis ihn mit schmer=

zender Geißel getroffen. „Toller Junge!“ rief der Vater, und stand betroffen still.

Vergebens eilte Minia dem Fliehenden eine Strecke weit mit sanftem Rufe nach; ihr fehlte das Herz, ihm schneller zu folgen. Bald kehrte sie trostlos zum Vater zurück, und klagte ihm ihre Bestürzung.

„Du hörst es, er hält mich für entweiht; ich weiß, was seiner Schwester widerfuhr! Ach, Vater, warum mußtest du den verhängnißvollen Ring mir Schlafenden nehmen, und ihn dem Reichen in die Hand liefern? Warum mußte ich dir nacheilen! Nun ist das Glück meines Lebens dahin; verloren ist die Achtung, verloren das Zutrauen meines Geliebten.“

„Er wird sich fassen, mein Kind; unentweiht und schuldlos ist dein Herz, keine Befleckung entwürdigt dich; vertraue also den gütigen Göttern! Dein Jüngling wird liebender zurückkehren, als er dich verließ. Die Wolke, die jetzt deine Unschuld umhüllt, wird sich zertheilen; dann erblickt er dich noch in schönerm Lichte. Habe Geduld! Du wirst sehen, reuig sucht er Versöhnung; denn bald muß er fühlen, wie sehr er dir Unrecht that.“

Aber der lange Tag entschlich, und Mykon zeigte sich nicht; sie ging, als der Mond leuchtete, wie gewohnt, in die Nähe seiner Hütte; aber er ließ sich nicht finden; trauernd irrte er in der Wildniß, den Seinigen vorgebend, er gehe, Reußen an bequeme Stellen zu legen. Trauer wohnte in seiner Seele, das Glück des

Lebens glaubte er gescheitert, sein reines liebendes Mädchen von der Bosheit verdorben, wie eine Blume, die der Glutwind anhaucht.

Weinend suchte auch Minia ihr Lager; ach, der sanfte Schlaf, von Sorgen verscheucht, weilte lange, sie einzuwiegen. Mit herzlichem Bedauern hörte der Vater sie ächzen, und merkte ihre Unruhe am Rauschen des Schilfbettes; er machte sich Vorwürfe, dem guten Kinde dies Leiden bereitet zu haben: „Weiche nur einen Schritt vom geraden Wege ab, und du weißt nicht mehr, wie weit die Irre führt! Wie konnte ich denken, daß solch ein Jammer daraus entstehen würde? Zeigen wollt' ich den Ring, und ihn sogleich zurücknehmen; aber — da nimm du! Die vornehmen Leute wissen zu zwingen, auch wenn sie aussehen, als wären sie die Güte selbst.“

Tausend Einfälle flogen ihm an der Stirn vorüber, wie er helfen wollte; aber sogleich sah er wieder manches Bedenken. Rath suchend und missend, endlich ermüdet schlief er ein.

Als der Morgen sich röthete, dachte er daran, daß er nun wohl mit den Netzen zum Teiche des Athamas wandern könnte; aber wie sollte er Minchen zu Hilfe rufen, sie, die diese Erlaubniß allzutheuer erkauft hatte? Sie aufzufordern, schien ihm gar zu herbe. Auch den beleidigten Mykon durfte er nicht rufen; wie konnte er Gewährung hoffen? Verdrießlich unterließ auch er den langersehnten Fang, und schlich umher, als wäre alle Lust von ihm gewichen.

Minia besorgte ihre häuslichen Geschäfte mißmuthig und zerstreut; sparsam glitten ihr die Worte über die Lippen. Ein Fremder rief, man sollte ihn über den Strom bringen; sie mußte das Ruder ergreifen, denn der Vater war ausgegangen, leichtes Holz zu Floßwirteln an die Netze zu suchen. Unaufmerksam schiffte sie dahin, längst der Fahrt gewohnt. Aber unversehens entschlüpfte ihr das Ruder, der Kahn trieb fort den Strom hinab; beinahe wäre sie in die Fluthen gestürzt, im Bestreben, das Ruder zu haschen; sie rief erschrocken um Hülfe, aber vergebens; immer weiter und weiter trug der Strom den Kahn von der Heimath weg. Der Fremde erblickte ein Schöpfholz im Schiffchen, und ergriff es, um den Kahn zu lenken, damit sie das Ruder erreichten, das nicht ferne schwamm. Nur nach vieler Mühe gelang es, und das erschrockene Mädchen ruderte mit schwacher Kraft am Ufer herauf. Der Fremde half ihr eine Weile; aber bald sprang er ans Ufer, und sprach: „Mir dauert das zu lange, so viel Zeit darf ich nicht verlieren; Fahrlohn verdienst du nicht, denn du hast mich in Gefahr gesetzt.“ Hiemit schritt er trotzig in den Wald. Minia mußte den Kahn weit am Ufer allein hinaufstoßen. Die Sonne brannte heiß herab. Aeußerst ermüdet erreichte sie endlich die sichere Landungsstelle, und band den Kahn an den Pfahl. Erschöpft setzte sie sich hin ins Gras, und ächzete; einer Ohnmacht nahe lag sie da; endlich raffte sie den Rest der Kräfte zusammen, und schlich zur Hütte, blaß und matt.

Der Vater erschrack, als sie eintrat; kurz erzählte sie ihr widriges Geschick, und warf sich auf das Ruhebett. Eine ernstliche Krankheit hielt sie nun an ihr Lager gefesselt.

Nachbars Helenchen, das Minia sonst gern um sich hatte, saß zu den Füßen der Kranken, bot ihr Wasser im Fieberdurst, und leistete ihr jeden kleinen Liebesdienst. Oft nannte die Kranke im Fiebertraum Mykons Namen, hieß ihn ungerecht, und betheuerte ihre Unschuld.

Als Helenchen mit dem Wasserkruge zur Quelle ging, vernahmen die Nachbarinnen Minchens Mißgeschick, und erschienen bald an ihrer Ruhestätte. Jede wußte zu rathen, von den Vorfahren stammte ihre Kräuterkunde; sie schlugen diese und jene heilsame Blüthe vor. Endlich wurden sie einig: die heilige Raute, über die Stirn gebunden, und kühlender Himbeerensaft, ins Wasser gemischt, müßten der Kranken erquickend sein. Sie suchten also Muster des Krautes und der Beere im Grünen, unterrichteten das gute Helenchen, und sandten es ins Gebüsch, die verlangten Mittel zu sammeln.

Mit dem Körbchen am Arme durchsuchte nun das blühende Kind den stillen Hain; gebückt folgte es dem Fußpfade, und spähte in die Schatten der Gesträuche, rechts und links am Wege. Sparsam gerieth die Aernte. Da gelangte sie an die Grenze des Gebüsches, und erblickte den jungen Mykon, der auf der Wiese unter einem Baume saß, sein Netz ausbessernd. „Gut, Fischer, daß ich dich finde! rief das kleine hübsche Mädchen mit

flötendem Stimmchen, und lief geschäftig zu ihm hin: „Weit besser weißt du, wo jedes Kraut wächst, als ich; sieh da! Rauten und Himbeeren soll ich pflücken, das ganze Körbchen voll; weißt du nicht, wo sie zahlreich sprossen?“

„In unserm Gärtchen wachsen sie, meine Mutter liebt die heilsamen Kräuter; um die Laube her pflanzte sie die kleinen Gesträuche mit rothen Beeren; ein ganzes Bett voll Raute grünt an der Felsenwand. Aber sage mir, Helenchen, wozu sammelst du diese Kräuter?“

„Einer Kranken zu helfen, suche ich sie; Minia ist krank, im Fieberqualme liegt sie da, und spricht oft irre. Ihre Stirn soll die Raute kühlen, ihre Fieberhitze der Himbeerensaft: So meinen die Nachbarinnen.“

„Minia fieberkrank? fragte er betroffen, komm hurtig, liebes Kind, und pflücke den ganzen Garten leer! Seit wenn heftet die Krankheit sie ans Lager?“

Helenchen erzählte, mitwandernd, von der bösen Stromfahrt, und wie Minchen krank zurückkam.

„Aber Helenchen, Minia war ja gestern noch im Landhause des Reichen, du selbst sahst sie hingehen, und wiesest mir den Weg, den sie nahm. Sage mir doch, zu welcher Zeit ging sie gestern hin?“

„Gar nicht lange, ehe du mich zu fragen kamst: Wärest du damals schneller gelaufen, so hättest du sie wohl noch eingeholt.“

„So kurze Zeit also weilte sie dort? sagte er bestürzt zu sich selber: und der Vater sprach zu gleicher

Stunde mit dem Herrn! Ach, mein Verdacht war sicher ungerecht! Armes Mädchen, nun bist du krank: wer weiß? mein Mißtrauen hat dich vielleicht am tiefsten gekränkt; ich Unseliger! Was kann ich thun, edles Mädchen, dich bald zu heilen?"

Thränen rollten über seinen Wange, indeß er mit Helenchen die Beeren pflückte, und die Rauten erlas. "O was macht sie nun? fragte er das kleine Mädchen: Hast du verstanden, was sie im Fieber sprach?"

"Ja, Fischer, ich verstand jedes Wörtchen; öfters rief sie heftig: "O wie Unrecht thust du mir!" Dann sprach sie wieder langsam ernst: "Du hast die Unschuld verdammt! Verdacht nicht nur, Verurtheilung, Verlassung!" Auch anderes sagte sie noch, aber ich weiß die Worte nicht mehr. Sie weint sehr oft."

Ueberwältigt von Reue und Mitleid lief er voran, trat schüchtern in Minia's Hütte, und warf sich hin an ihrem Bette: "Verzeih, Geliebte, bat er knieend, mit Augen voll Thränen, ich Unsinniger habe die Unschuld beleidigt, dich, die Reine, die Gute!" Schluchzen erstickte seine Stimme.

Innig ergriffen sah Minia den Reuigen, reden konnte sie nicht, aber Thränen quollen ihr vom Auge, sie streckte die heiße Hand dem Wiederkehrenden hin, und stammelte: "Gewiß bin ich schuldlos, vertraue mir!" Ihre Blicke und ihr Händedruck sprachen mehr als der Mund. Er preßte ihre Hand an die Lippen, ans Herz, und

bat: „O verzeih, Geliebte, verzeih! ich fühle die Größe meiner Schuld.“

Helenchen drückte den Saft aus den Himbeeren, mischte ihn mit frischem Wasser, und bot der Kranken zu trinken. „O wie erquickend ist dieser Trank, seufzete Minia, habet Dank, ihr gütigen Götter!“ Die kleine Wärterin band ihr dann die kühlenden Rauten um die glühende Stirn. „Habe Dank, du liebes freundliches Mädchen!“

„Danke nicht mir, erwiederte Helenchen, hier dem jungen Fischer danke! Aus seinem Garten sind Rauten und Beeren; wir haben ihn ganz geplündert.“

Gerührt erhob sich Minia, und stützte sich auf den einen Arm: „O wie freundlich! Versöhnt also, ehe ich's wußte! sprach sie gerührt: Nein, Geliebter! fasse nie wieder solchen Verdacht! Sie, ich schwände hin, wie deine Liebe schwände; deine Rückkehr ist das heilsamste Mittel.“

Jetzt trat Thiretas in die Hütte, und sah den Jüngling auf der Erde, an der Tochter Bette lehnend; er sah auch die Rührung der Liebenden: „Sagte ich nicht, er würde zurückkehren, weil du unschuldig bist? Freude macht es mir, Kinder, daß ihr wieder einig seid; mich quälte die Trennung so arg, als euch selber. Vom Landsitze des Reichen komm' ich zurück; den Ring zu holen war ich dort; aber Athamas ist eilig zur Stadt gereist; bald kehrt er jedoch wieder: dann sollt ihr euer Pfand nicht länger missen.“

Von neuem ward der süße Bund geschlossen. Fast zu jeder Stunde kam Mykon, seine Genesende zu sehen. Seelenvergnügen ist die beste Panacee; bald erholte sich das liebende Mädchen.

3. Die Rache.

Athamas hatte indeß die kleine Insel besucht, welche Dorinen bei ihrer treuen Amme barg. Längst kannte er das angenehme Eiland, und ließ auf seinem Jagdschiffe sich an ihr Ufer rudern. Ganz allein schlich er dem Fußpfade nach. Unversehens überraschte er die liebe Nichte in der Laube vor dem netten Landhause der Wirthin. Der Schrecken entriß der Betroffenen einen lauten Schrei; doch als sie die helle Freude aus den Augen des Oheims blinken sah, faßte sie sich, hieß ihn wundernd willkommen, und forschte mit schüchterner Frage nach der Ursache seiner Ankunft.

Athamas erzählte, wie er nach lange vergeblicher Nachfrage ihren Aufenthalt entdeckte, und wie hoch ihn der Fischer beschwor, diesen lieblichen Zufluchtsort keinem Ohre zu verrathen. Dann bat er sie, nun selbst die Geschichte ihrer Flucht zu erzählen. — Als die Folgsame seinen Wunsch redlich erfüllt hatte, schloß sie mit der Betheurung: „Mag ich mein Gedächtniß durchsuchen, so lang ich will; ich bring' es nicht heraus, wo ich den Unglücksring verlor; nur deß erinnere ich mich deutlich: Als ich zu Hause ins Bad stieg, schob ich das abgezogene

Reifchen aufs Geländer, wo die Sklavin Hermeia mein Geschmeide hingelegt hatte. Seitdem entsinne ich mich seiner nicht mehr.«

Athamas erklärte ihr nun, wie er es anzugehen gedenke, um ihre Unschuld ins klarste Licht zu setzen. Sogleich schiffte er zur Stadt, und rief die Sklavin Hermeia zu sich: »Höre, Mädchen, sprach er ernst und sanft, der junge muntere Charinos, den du wohl kennst, hat vor kurzem beim Pokale geschwatzt, wie er zu jenem heillosen Ringe gekommen sei, dessen Besitz deinen Herrn mit seiner Gattin entzweite; er gestand geradezu, du habest das Kleinod im Bade gefunden, und es ihm nach langem Bitten und für ein hübsches Geschenk überlassen. Unterbrich mich nicht! ich sehe, daß du läugnen willst. Aber bedenk! Erfährt dein Herr die Wahrheit von andern, nicht von dir, so läßt er dich wahrlich auf der Folter zu Tode peitschen, als eine schändliche Betrügerin und mitverschworne, erkaufte, niederträchtige Verderberin seiner würdigen, schuldlosen Gemahlin, als seine eigene Feindin und Verleiterin zur entsetzlichen Rache. Gehst du nun aber mit mir zu ihm, und bezeugest, Herzensangst lasse dich nicht schlafen, weil du etwas gethan, dessen Folgen du nicht einsahest; länger solche Gewissensbisse auszuhalten, eine Unschuldige leiden zu lassen, den besten Herrn seiner treuen Gemahlin beraubt zu sehen, falle dir unmöglich; darum habest du dein Versehen mir, Dorinens Oheim vertraut, damit ich dein Fürbitter sei, und dem übelbetrogenen Herrn die Wahrheit eröffne.

Sieh, wenn du so sprichst, und Umstände zusammenstellst, welche deine That entschuldigen (denn sicher wardst du zuerst betrogen); so kannst du hoffen, daß mein Vorwort dir härtere Strafen ersparen werde. Nun sprich, willst du das? Nur weil du mir immer als ein artiges Mädchen gefallen hast, möchte ich die herbe Strafe von dir abwenden."

Hermeia zerfloß in Thränen, zerschlug den Busen, und brach in die Worte aus: "Ach, Herr! welch ein Unglück habe ich über dies Haus gebracht! Wahrlich, seitdem flieht mich der Schlaf. Aber ich sah nicht ein, was geschehen würde, als Philint, der Busenfreund Charinos, mich Betäubte betrog. Vernimm, o Herr, wie er mich irre führte! Meine Frau war aus dem Bade getreten, und in ihre Gemächer hinaufgestiegen, da verweilte ich noch ein wenig im Gewölbe, und ordnete vollends, was aufzuräumen war. Ach, da fand ich den Unheilsring, nahm die weißen Tücher unter den Arm, und trug das Geschmeide zwischen zwei Fingern weg, um es sogleich der Frau zu reichen. Da kam der arge Philint mit Charinos; gern schlichen sie um das Badegewölbe, alle Gelegenheit hatten sie ausgespäht; Philint stellte sich immer als mein Buhle an; er sah den Ring in meiner Hand: "Ha, der Ring deiner Frau, rief er aus, ich kenne ihn, laß doch sehen! O wie schön ist er!" Da hatte er den Ring ergriffen, beide Herren flüsterten einander ins Ohr, lächelten zusammen, und besahen ihn sinnend: "Einen ähnlichen laß' ich mir machen,

rief Charinos aus, nur bis morgen behalt' ich das Reifchen; hat es der Goldarbeiter gesehen, so bring' ich dirs wieder.« Und damit steckte er das Kleinod zu sich, so sehr ich auch dagegen eiferte; frech zerküßte mir Philint Wangen und Lippen, daß ich schwiege, und Charinos reichte mir einige Goldstücke dar. Im Vertrauen, sie würden den Ring bald wieder bringen, schwieg ich. Ach, ich Unselige! welchen Gebrauch machte der Bösewicht von meinem Versehen! Sobald ich Philinten sah, drohte ich, alles zu entdecken. »Geh hin, rede! sprach er erboßt, so stäupen sie dich doch zu Tode; thäten sie es nicht, so würde ich selber dich tödten, verderbliche Schwätzerin!« So ließ er mich stehen. Was sollte ich wagen? Ich mußte ja schweigen; aber jetzt, Herr, da du mein Fürbitter sein willst, jetzt will ich gern alles gestehen.«

Der Oheim führte die Sklavin zu Kalidas, sie entdeckte den ganzen Vorgang.

Kalidas schlug sich vor die Stirn, empört von der Bosheit des Abgewiesenen; er schämte sich vor dem Oheim seiner Geliebten, auf so grausame Weise das Spielzeug eines Betrügers gewesen zu sein; und dachte er an Dorina, die schöne, sanfte Gute, so traten ihm Thränen in die Augen, und er jammerte laut, daß er das unschuldige, treffliche Weib tödtlich erschreckt, ins Elend gejagt, ja vielleicht in den Abgrund des Meeres gestürzt habe; denn bis jetzt kannte er weder ihre Rettung, noch ihren Aufenthalt. Er schickte die Sklavin

aus dem Gemache; beständige Furcht vor noch folgender Rache war ihre herbe Strafe.

Athamas zog den Ring aus seinem Busenkleide: „Kennst du den? fragte er ruhig, bei Fischern fand ich ihn. Dieser Spur ging ich nach; ich hoffe, die Verlorne zu finden. Willst du mir suchen helfen?“

„O ihr Götter, rief Kalidas, und rang die Hände empor, gebt mir, daß ich gut mache, was meine Grausamkeit verdarb! Sprich, lieber wahrer Freund, welche Spuren fandest du? Wie weit führten sie dich? Wohin du immer willst, folg' ich dir. O Dorina, edle, treffliche Frau! Ist es noch möglich, dich zu finden? Wirst du nicht vor mir, dem Wütheriche, mit Fleiß verborgen bleiben?“

„Wisse, Vetter, fuhr Athamas fort: ich habe mir ein Plänchen ausgesonnen, jene nichtswürdigen Betrüger empfindlich zu strafen, bist du bereit, mir beizustehen?“

„O was thät ich lieber? rief Kalidas, glaubst du, ich sei so träge, so kaltblütig, um eine schwere Beleidigung ungeahndet zu lassen? Geschwind! was hast du ersonnen?“

„Stehst du noch in gutem Vernehmen mit dem Wollustjäger? fragte der Alte lächelnd: siehst du ihn öfters im Kreise Vertrauter? und (was noch besser wäre) macht ihr nicht zuweilen eine Lustfahrt mit einander? so einen Ausflug zu lustigen Mädchen? Ich möchte, du könntest ihn bewegen, deiner Einladung zu folgen, und du versprächest ihm, das schönste Mädchen in seine Arme zu führen.“

„Wozu das?“ forschte Kalidas betroffen; denn etwas Spott schien in den Fragen zu liegen.

„Was bedenkest du? fuhr der Oheim fort: er soll sich selbst in unsere Gewalt liefern, das ist alles, was ich will; das Uebrige überlaß du mir! Du wirst zufrieden sein.“

„Aber wie finden wir Dorinen? fragte Kalidas, weiß etwa der Bösewicht ihren Aufenthalt? Und soll er ihn verrathen, nothgedrungen?“

„Ganz und gar nicht, erwiederte Athamas, er weiß nicht einmal, daß sie lebt. Aber ich habe sichere Spuren, daß sie auf einer nicht sehr fernen Insel wohl geborgen ist. Meine Späher sind ausgesandt; gewiß erhalte ich Bestätigung.“

„Ach, wie heißt die Insel? Wo liegt sie? Sprich, daß ich hineile, und Verzeihung erflehe!“

„Geduld, mein Freund! Den Namen weiß ich selbst noch nicht, meine Leute durchsuchen den ganzen Archipelagus, und — glaube mir! — es sind schlaue Spürer darunter; sie kommen nicht ohne klare Auskunft zurück. Ueberrede du nur den Bösewicht, daß er mit dir zu einem Mädchenpaare schifft; hast du seine Zusage, so sende mir einen Eilboten; ich schicke dir dafür ein Schiffchen mit Führern, die euch zur rechten Stelle bringen. Willst du das?“

„Gern, mein Bester, wenn es zu unserm Zwecke führt. Aber was kann uns das helfen, um Dorinen zu finden?“

„Das überlaß du mir!“

Sie trafen noch genauere Abrede, und Athamas fuhr nach seinem Landhause zurück.

Kalidas vermochte es kaum über sich, nicht selbst an Charinos Rache zu nehmen; sein Herz glühte in ihm, er konnte den Frevler nicht ansehen, ohne in Zorn zu entbrennen. Wie sollte er den Anschlag des Oheims ausführen, ohne sich zu verrathen? Auch fürchtete er, der Arge würde seiner Einladung nicht trauen; denn die Bösen sind mißtrauisch und schlau. Manchmal dachte er, den Beleidiger auf einsamem Gange, mit Waffen zu überfallen. Aber dann fürchtete er, der Oheim habe Spuren, Charinos wisse Dorina's Aufenthalt, und diese Spuren könnten mit dem Erschlagenen verloren gehen; die Eifersucht begann ihn zu quälen, er schwur ihm blutige Rache. Das Beste däuchte ihn zu sein, Philinten, einen bekannten Mitgenossen des Frevlers, dahin zu stimmen, daß dieser, wie aus freiem Antriebe, den Wollüstigen zu einer gesellschaftlichen Fahrt nach jener Insel bewegen möchte. Dann wollte er sie überfallen, und seinen heißen Racheburst kühlen. Scherzend machte er sich also an Philint, und erzählte ihm:

„Neulich schiffte ich in der Bucht, und stieg zum Vergnügen an einer kleinen Insel aus; für öde hielt ich das kleine Land; aber wie mußte ich staunen! Ein niedliches Landhaus fand ich dort, mit Gärtchen umher und kühlen Lauben; was aber die Krone meines artigen Abenteuers ist, ich fand zwei Mädchen, unter der Obhut

eines alten Aegyptiers, schön wie Lais und Phryne, und wahrscheinlich eben so wenig spröd, als jene; auch schien mir der Alte nichts weniger, als unerbittlich; ein hübsches Säckchen voll Goldmünzen sollte ihn wohl kirre machen. Wäre ich damals nicht verstimmt und grämlich, vielleicht auch etwas kränklich gewesen, sicher hätte ich mein Glück versucht. Aber nächstens soll eine geheime Lustfahrt zu jenem Inselchen angestellt werden. Nur eins bitte ich mir aus: sage deinem Hetärenfreunde Charinos nichts von den Mädchen, sonst kommt er mir zuvor! Dir möchte ich noch wohl die Freude gönnen; mir bliebe doch immer Eine der beiden Grazien, und jede streitet mit der andern um den Rang der Schönheit.«

Philint hatte so viel zu fragen, er wollte die Lage der Insel so genau kennen, daß Kalidas wohl merkte, der schalkhafte Mädchenjäger habe nicht geringe Lust, die Liebesfahrt erst allein zu versuchen. Kalidas malte ihm jede Stelle der Insel, als hätte er sie wirklich vor Augen, und zog sich endlich zurück.

Schon am Abende des folgenden Tages fand er Philinten am Hafen, und hörte, wie er Nachricht einzog, wo die Insel liege. »Herr, sagte ein Schiffer, Thörinnen wären die Hetären, die auf einsame Felsen zögen; in der Stadt, bei euch jungen Herren, da finden sie Weide. Oder — daß dich der dümmste Molch fresse, du Einfalt! — wie bin ich doch so albern! Kann nicht ein Reicher dort so einen Hühnerstall angelegt haben, besorgend, hier zwischen den Mauern möchte ihm ein

Nachbarshahn über den Zaun fliegen? Hast du vielleicht Wind davon, geputzter Herrensohn? Aber wahrlich, du hast dich an den Unrechten gewandt, in dergleichen Dingen bin ich so klug, als unsere Frösche."

Lachend trat Kalidas zu dem überraschten Philint, und sprach: "Laß das vergebliche Fragen, und wisse, nach wenig Tagen kommt ein Schiffer zur Stadt, den ich kenne; der weiß den Winkel; ich will dir Nachricht geben; um guten Fährlohn bringt er dich wohl zu den beiden Schönen."

Wohl wußte er, Philint sei nicht reich genug, um ein solches Mädchen zu erkaufen; darum zählte er sicher darauf, der Sparsame werde, der Bezahlung wegen, Charinos zum Gefährten wählen. Deßhalb setzte Kalidas hinzu: Diesmal kann ich dich nicht begleiten, denn Geschäfte rufen mich nach Mytilene."

Seinen Sklaven befahl er hinzuhorchen, und sichere Nachricht aufzuhaschen, ob Charinos eine Lustfahrt vorbereite. Um die Verleitung noch gewißer zu machen, sprach er auch mit einem zweiten Gespielen des Verhaßten von dem erdichteten Mädchenpaare, hinzufügend: "Hätte Charinos nur eine Ahnung von den schönen Mädchen, wahrlich, er fischte sie mir vor dem Munde weg."

Richtig trug dieser Freund den falschen Bericht dem lüsternen Charinos zu. Kalidas, als er in nächtlicher Verkleidung auf dem Markte umherschlich, hörte deutlich, wie er Philinten seine Entdeckung vertraute, und wie sie, nach einigen Erklärungen, beschloßen, näch-

ster Tage eine Lustfahrt anzustellen. Philint sollte bei Kalidas die nöthige Kunde einholen.

Jetzt sandte der Beleidigte zu Athamas den Eilboten, der nach Abrede die Schiffer mitbringen sollte. Der Oheim, längst ungeduldig harrend, hatte bereits jede Anstalt getroffen, und sandte Thiretas, Mykon und dessen wieder genesene Braut mit einem Nachen zur Stadt. Kalidas empfing sie mit reichlichen Erquickungen, und sandte Botschaft an Philint von der Ankunft der kundigen Schiffer. Er selbst bestieg verkleidet, als ägyptischer Kaufmann, sogleich ein Schiff, wählte Mykon zum Führer desselben, und wies dem wackern Thiretas dafür andere Gehülfen zu. Wohlgerüstet, mit zehn bewaffneten Sklaven, alle in ägyptische Kleider gehüllt, segelte er zur Insel hin, wo seine Rache Sättigung finden sollte, begierig spähend, ob Charinos mit seinen Gespielen folge. Das Herz bebte ihm vor Freude, als er von ferne den bekannten Nachen über die See gleiten sah.

Bald lief Kalidas in den kleinen Hafen der Insel ein, und fand da den Oheim, asiatisch gekleidet, mit künstlich entstelltem Antlitz; dieser empfing ihn mit freudiger Umarmung: „Du bringst viel Volkes mit, Bewaffnete seh' ich, wozu? Meinst du, ich habe meine Leute ohne Wehr gelassen? Schaue in den Busch, dort wimmelt es von Vermummten. Die Frevler sollen nicht einmal wissen, wer sie bestrafte. Aber wo ist Charinos? Fehlt etwa der Hauptsünder?“

Kalidas erklärte den Zweck seiner Anstalt, ergriff

die blinkenden Waffen, und befahl seinen Leuten, zur andern Seite des Hafens, im dichten Gebüsche verborgen zu liegen, und seines Rufes zu warten.

Man sah Thiretas Nachen noch ziemlich weit auf dem hohen Meere schweben. Athamas gebot dem Fischer Mykon und seiner Braut, ihr Schiffchen hinter der Insel zu bergen, damit keine Spur die Gegenwart eines frühern Ankömmlings verrathe.

„Hast du seitdem entdeckt, wo Dorina weilt?“ fragte Kalidas.

„Alles gelang mir nach Wunsch“, erwiederte der Oheim, ihr Aufenthalt ist mir bekannt; komm nur mit in jenes kleine Landhaus; da will ich dir treulich eröffnen, was ich fand; bis die Frevler landen, haben wir noch gute Weile.“

Sie nahten dem kleinen Hause, ruhigen Ganges, indeß Athamas die Erzählung begann. Jetzt traten sie unvermerkt in die Vorhalle. Kalidas blickte durch die Säulen in den innern Saal.

Da saß Dorina, im einfachen Schmucke ihrer Schönheit, neben Triope, der treuen Amme, und erlas frische Kräuter, um Speise zu bereiten. Einen Augenblick stutzte er, überrascht vom unverhofften Anblick: „Ist's möglich? Beim hohen Zevs, sie ist's!“ rief er aus, wickelte sich aus der Verkleidung los, und eilte hinein. Dorina erblickte den Hastigeintretenden, den Bewaffneten, und erkannte ihn sogleich; alles ließ sie fallen, und rief erschrocken aus: „Rettet mich, ihr Götter, er kommt

in Waffen!“ verbarg ihr Antlitz am Busen der Amme, und umschlang sie mit beiden Armen. Kalidas ließ die Waffen fallen, warf sich zu ihren Füßen, und flehte: „O vergib, geliebte Dorina, vergib! Schreiendes Unrecht that ich dir, ach, ich Wüthender! Betrüger empörten mein Herz, aber der Betrug schwand; ich weiß nun, wie ganz unschuldig du bist. O vergib, vergib dem Reuigen!“

So legte er ihr offen sein Herz dar, ergriff ihre zuckende Hand, und verzehrte sie fast mit heißen Küssen. Der Oheim stand lächelnd, und weidete sich an dem rührenden Anblick.

Der Furcht entladen, und durch so friedliche Bitten gerührt, erholte sich die bange Frau, wandte das holde Antlitz zu ihm, Thränen füllten die schwimmenden Augen, und stürzten bald reichlich herab; ihre zarten Arme umschlangen den geliebten Büßer, und zogen ihn an das lautschlagende Herz empor. „Du wurdest betrogen, ich weiß es,“ flüsterte sie, und die Seligkeiten der Versöhnung ergoßen sich über das liebende Paar.

Indeß war Athamas hinausgeschlichen, um die Ankunft des Betrügers nicht zu versäumen.

Zwei der schönsten jungen Sklavinnen hatte er sehr niedlich gekleidet, und genau unterrichtet, wie sie sich benehmen sollten. Im Badhause, das vom Hauptgebäude abgesondert stand, hielten sich die Mädchen auf. Er rief sie hervor, und zeigte ihnen das kommende Schiff. Dann barg er sich bei seinem Gefolge im Busche.

Näher und näher schwebte der Nachen, endlich landete Thiretas an der bekannten Stelle, und die Mädchenjäger stiegen, ohne ein Unheil zu ahnen, ans Land; nur ein Paar Diener begleiteten die Lüsternen. Spähend schritten sie auf gebahnten Pfaden hin.

Da traten ihnen die beiden geputzten Mädchen entgegen, und baten sie, ihnen zu folgen; sie führten die Herren in ein schönes Gemach am Badegewölbe, und luden sie ein, sich nach dem Gebrauche des Orients zuerst im frischen Bade zu erquicken; ihre Frauen würden sie dann mit Vergnügen empfangen. Unter Scherzen und nicht ohne Mühe zogen sich die Mädchen zurück, denn die Gäste äußerten zudringliche Wünsche. Die Gebieter wurden von den Dienern entkleidet, traten ins Badegewölbe, und stiegen die marmornen Stufen hinab ins krystallhelle Wasser.

Nicht lange, so stürzte ein Sklave herein, ängstlich jammernd: „Der Aegyptier, unser Hausherr, hat uns alle überrascht, unvermuthet kehrt er zurück; er ist fürchterlich, und durchsucht, wenn er heimkommt, gewöhnlich alle Winkel, ehe er ruhig in seinem Gemache bleibt; gerade hieher eilt er zuerst. Geschwind rettet euch ins Wäldchen! Eure Diener bringen sogleich die Kleider nach.“

Er öffnete die Thür, und jagte die Herren ins Gebüsch hinaus; hurtig stieß er den Riegel des Nebengemachs, und sperrte die Diener hinein. Schnell eilte er davon.

Athamas ließ nun seine Jagdhunde los, und rief die Vermummten hervor. Mit wildem Geschrei nahte sich die tobende Jagd der Gegend am Badehause. Bald spürten die Hunde das nackte Paar auf, und klafften es an. Unter Stauden wollten sich Beide verkriechen; aber die Hunde schnappten nach ihren Gliedern. Den Zähnen der Erboßten zu entgehen, mußten sie fliehen; erst wichen sie langsam, mit dürren Aesten die Meute abwehrend; doch nun erblickten sie die zahlreichen Jäger, und die Furcht setzte Flügel an ihre Sohlen. Große Strecken am Strande deckten Brennnesseln, oder Stechpalmen, oder dorniges Brombeergestrüppe. Dahinein sprengten sie die lärmenden Jäger, hiehin und dorthin, weit umher, lauten Spott rufend: „Noch tragt ihr kein Geweihe, doch springt ihr, wie die Hirsche, ihr neuen Actäone!“ So wurden sie umhergehetzt, bis sie außer Athem niedersanken, blutend, von manchem Zahne verletzt.

Athamas eilte hinzu: „Verräther, sprach er, euch soll nicht wieder nach fremden Frauen gelüsten; führt sie hin, gebot er den Vermummten, in den Stall, wo die jungen Eber hausen; diese Lüsternen sollen das Eisen, wie die Eber fühlen!“

Mit unsäglichem Jammer baten die Bedrohten um Schonung; aber die Sklaven sperrten die nackten Verwundeten zu den häßlichen Schweinen, und bewachten den Zugang. Ihr halbes Vermögen boten die Gefangenen dem, der sie retten würde. Aber niemand öffnete die verschlossene Thür.

Athamas trat zu den Liebenden, und fand den wonnetrunkenen Gemahl, der ganz der Rache vergaß, in den Armen der versöhnten Gattin. „Willst du deine Beleidiger sehen, so komm!“ sprach er lustig, und zog ihn aus den Hallen. Schnell kleidete er ihn wieder ins ägyptische Gewand, und führte den Staunenden zum Stalle, erklärend, was geschehen war. Kalidas mußte lachen; er trat leise näher, und hörte die Flehenden. Ein Schalk hatte die Ankunft des Schlächters gespielt, und, das Messer wetzend, ihre Angst aufs Höchste gesteigert. Ihr Zustand schien ihm erbärmlich genug, und sein Herz war zu selig, um an fernere Rache zu denken.

Stille ging er zu Athamas: „Laß sie los, lieber Oheim! Sie haben Todesangst ausgestanden.“

„Meinetwegen, wenn du's zufrieden bist,“ entgegnete der Alte. Nun erhielten ihre Diener Befehl, mit den Kleidern herbeizukommen; man hüllte die Verwundeten in ihre Gewänder, und Athamas befahl: „Folget mir!“

Sie gingen hinter ihm her, jeder Schritt schmerzte sie. Er führte die Bangen in die Vorhalle; an der Schwelle des Saales gebot er: „Auf die Knie, ihr Unwürdigen! Dort ist die Edle, die ihr beleidigt habt. Sogleich bittet um Verzeihung!“

Wie weit wurden ihre Augen, als sie Dorinen erkannten! Auf den Knien liegend, das Antlitz in den Händen verbergend, riefen sie ihre Reue in kläglichen Tönen.

Dorine sah äußerst betroffen die Büßenden; aber wo hätte sie Worte gefunden? Staunend weilte ihr Blick auf den Gedemüthigten. Völlig unkundig dessen, was geschehen war, erfuhr sie die Bestrafung der Frevler erst, als sie entfernt waren.

Jetzt raffte Athamas die Beschämten empor, führte sie ans Ufer, und versprach ihnen die Freiheit, wenn sie beim Zeus und bei den stygischen Gewässern schwören würden, sich wegen der erlittenen gerechten Strafe an niemanden zu rächen. Gern sprachen sie die Worte des hohen Schwures nach; sie hätten wohl noch mehr beschworen, so ängstlich bebte ihnen die Seele.

Nun ward Thiretas gerufen, und erhielt Befehl, die Bestraften unweit der Stadt ans Land zu setzen. Athamas, der Strenge, gebot, dem Schiffer zum voraus den Fährlohn zu bezahlen. Reichlich gaben sie. Nun wurden beiden und ihren Dienern die Hände auf den Rücken gebunden, sie bestiegen den Nachen, und Thiretas setzte sie an einer einsamen Stelle, nicht weit von den Mauern, ans Ufer. Ihre Bande zu lösen, wagte er nicht, so sehr sie auch flehten; denn er fürchtete, ihr Gefangener zu werden. So mußten sie denn, gebunden, sich im nächtlichen Dunkel nach ihren Wohnungen schleppen. Nach wenigen Tagen schifften Beide in ein anderes Land.

Thiretas brachte noch spät am Abend Bericht nach der Insel von seiner Fahrt. Freude und Jubel durchhallte das Landhaus, als er nahte; Schallmeien tönten in die Hymenäen. Mit Rosen und Myrthen bekränzt,

standen Dorina und Kalidas, neben ihnen Minia und Mykon, vor dem Altare der Hausgötter. Der Saal wimmelte von geschmückten Gästen.

„Komm, Vater, rief Athamas dem Nahenden entgegen, vor den Altären der Götter feiern jetzt die beiden Versöhnten ihre zweite Vermählung; deine Kinder sollen mit ihnen ihre erste feiern. Sie haben uns indeß erzählt, was sie des Ringes wegen erlitten; Vergütung sind wir ihnen schuldig. Ein nettes Häuschen steht am Ufer meines Teiches; es sei ihr Eigenthum und der Teich dazu! Aber nun komm, und gib ihnen deinen Segen als Vater!“

Willig segnete Thiretas die lange Verlobten. Schöne Lieder ertönten dem Löwenbändiger Eros. Den verhängnißvollen Ring steckte Minia dem schönen Bilde Cytherens, das im Saale stand, an den Finger: „Dir, o mächtige Göttin, sprach sie, kann er niemals Unheil bringen.“ Fröhliche Tänze beschloßen das Fest.

Der fischende Wilde und Las Casas.

Idylle.

O der herzloskalte Weiße,
Der an Riemen Riesenmesser
In verschloßnen Schalen anhängt,
Oder hohle Donnerrohre
Drohend auf der Schulter trägt!
So entsetzlich grausam ist
Nicht der Jaguar im Busche;
Dieser faßt im raschen Sprunge
Seine Beute, beißt sie todt,
Endigt schleunig alle Qualen,
Sättigt sich, und geht davon.
Aber, niemals satt des Goldes,
Quält der Weiße, langsam tödtend,
Alles Volk, nicht Einen nur,
Tödtet jede Menschenfreude;
Stets nach gelbem Staube gierig,
Hängt er armen braunen Leuten
Schwere Ketten an die Glieder,
Treibt mit großen Lederpeitschen
Wie gefang'nes Vieh die Nackten
An den Fluß ins trübe Wasser,
Schlägt sie ohne Mitleid blutig,
Bis die Kranken gelbe Flitschen
Aus dem lockern Sande waschen.

Sicher haben Rachegeister,
Weil wir fehlten, uns zur Strafe
Diese Quäler hergesandt.
Weißer Frevler! Einst ergreifen
Des erhabnen Geistes Diener,
Stärker als du selber bist,
Auch dein schuldig Haupt, und messen
Dir, wie du gemessen hast.

Dennoch unter tausend Bösen
Gibt es wohl auch einen Guten.
Neulich saß ich vor der Hütte,
Schliff am harten Ufersteine
Muschelschalen hackenförmig,
Um mir Angeln zu bereiten;
Plötzlich trat ein weißer Waller
Ohne blanke Wehr und Waffen,
Doch bedeckt mit langen Hüllen,
Mir zur Seite, bange mahnend:

„Flieh geschwind in jene Binsen,
Die das Eiland dort umgeben,
Halt dich unbeweglich stille,
Sonst ergreifen dich die Weißen,
Führen dich in Ketten weg.“

Eilig schwamm ich an das Eiland,
Barg mich tief im Binsendickicht,

Und erblickte bald vier Männer,
Die mit schwarzen Blitzgewehren
Auf den Schultern näher kamen,
Und den wackern Langrock schalten,
Daß er's zu vermeiden scheine,
Indianer anzutreffen.

„Richtig kennst du ihre Winkel,
Sprachen sie, wir schlichen also
Deinen Tritten heimlich nach,
Um die Nester zu entdecken,
Die du gern für dich behieltest;
Doch — entweder suchst du selber,
Fruchtlos irrend deine Heerde,
Oder, Schlauer, du vermeidest
Willig alle Waldbewohner,
Weil du unsre Absicht merkst."

Lächelnd sprach der gute Langrock:
„Heute will es mir nicht glücken,
Braune Brüder aufzufinden;
Sicher scheuchten eure Waffen
Sie von meinem Pfade weg;
Flieh'n ja schon die klugen Krähen
Vor dem Rohre, wenn es blinkend
Von des Jägers Schulter droht."

„Leer ist diese Fischerhütte,“
Sprach ein böser Waffenträger,
„Komm' ich aber mit den Rüden
Dieses Weges, spür' ich wohl
Einmal den Bewohner auf,
Sicher mehrt er dann die Zahl
Meiner schwachen Goldsandwäscher,
Die wie Mücken rottenweise
Bei der nassen Arbeit fallen.“

Ohne mich zu sehen, gingen
Nun die weißen Jäger fort.
Nur der brave Langrock weilte,
Kroch in meine niedre Hütte,
Legte schweigend eine Gabe
Auf den glatten Grund, und ging.

Zweifelnd, ob kein böser Schütze
Noch auf mich im Walde laure,
Blieb ich, wie der Schwan im Neste,
Ruhig tief im Binsenhaine
Bis ans Knie im Wasser sitzen,
Blickend, horchend rings umher.

Sieh! da trat der Langrock wieder
Aus dem Walde, rief mir zu:
„Komm, mein Sohn! Sie sind entfernet,
Die Verfolger deiner Brüder!“

Und ich stieg vertrauensvoll
Zu dem guten Mann ans Ufer.
Freundlich sprach er die Ermahnung:

„Laß von nun an diese Hütte
Unbewohnt in Schutt zerfallen!
Suche dir am fernen Strande
Einen sichern Aufenthalt!
Ungemach und schwere Ketten
Würden künftig dich erdrücken,
Fänden dich die Krieger hier.
Sieh! ein Messer wird dir helfen
Deine neue Wohnung bauen;
Und dies Angelhäkchen dienet,
Fest an eine Schnur gebunden,
Und mit Köder wohl versehen,
Fische mit geringer Mühe
Aus der Fluth empor zu heben.
Lebe wohl, und denke täglich
Betend an den großen Geist,
Der für uns im Himmel sorget,
Und uns alles Gute gibt!“

Dankend fiel ich vor ihm nieder;
Aber schleunig ging er fort.

Folgsam trug ich mein Geräthe
In das hohle Rindenschifflein,

Fuhr mit raschen Ruderschlägen
Weit hinweg zur öden Wildniß,
Wo der reichen Fischgewässer
Viele rauschend sich begegnen.

Schöner steigt ein neues Hüttchen
Nun auf hohem Felsenhaupte
Aus dem Busch am großen Strome,
Hinter Sträuchen wohl verborgen.
Trefflich diente mir das Messer
Das der weiße Mann mir schenkte.
O wie leicht zerschnitt ich Ruthen,
Spitzte Stäbe, fällte Bäumchen,
Flocht dann fest die Doppelwände,
Stopfte Laub und Moos dazwischen,
Setzte drauf des Daches Rippen;
Wie bequem vermocht' ich Röhricht
Mit Lianen dran zu binden!
Und die schwarze scharfe Angel,
Im Vergleich mit Muschelhaken,
O wie stark, wie unzerbrechlich!
Wie viel Fische zieht sie täglich
Aus dem Wasser, sicher fassend!
Ist mein bestes Nahrungswerkzeug,
Macht mich aller Sorgen frei!
Traun! dem weißen Menschenfreunde
Dank' ich meines Lebens Glück!
Großer Geist im Himmel oben!

Mich hat er an dich gewiesen;
Höre deines Würmchens Flehen!
Gib dem braven Mann auf Erden
Einen Antheil deiner Macht,
Daß noch viele glücklich werden,
Ueber die sein Auge wacht!

Der Fischer auf dem Baume am Orinoko *).

Idylle.

Vater.

Weibchen, hast du gut geschlafen?
Hält sich deine Hängematte
Straff und fest an schlanken Aesten?
Meine schwebt, wie angewachsen,
Zwischen vier der höchsten Wipfel,
Und ich ruhe drin so sicher,
Als ein Träumer auf der Flur.

Mutter.

Lieblich wiegte mich das Schwanken
Der gespannten starken Aeste,

*) Gumilla histoire de l'Orénoque. T. I. p. 73—75. Er fließt am seichtesten im März, am höchsten im September.

Die im Wind und Strome spielen;
Und die kleinen Schlummernetze
Unsrer Kinder sind so artig
Neben unsern ausgestrecket,
Daß sie schliefen, wie die Aï,
Bis die Vögel auf den Zweigen
Sie aus süßen Träumen weckten.

V a t e r.

Auf den quer gebund'nen Stangen
Ruh'n die breiten Palmenblätter
Festgeknüpft, wie leichte Rinden,
Halten unser Schiffchen trocken,
Schirmen uns vor Sonnenhitze
Und vor ungestümem Regen.
Hörbar trippeln Vögel drüber,
Ihre frohen Lieder singend.

Dort in der belaubten Krone
Flecht' ich heut' aus leichten Ruthen
Noch ein flaches Ruheplätzchen
Mit erhöhtem Heckenrande,
Daß die Kinder sicher tändeln,
Wenn wir Rasen drüber legen,
Und ein helles Feuer wecken.

K n a b e.

Vater, sieh! Vom Blätterdächlein

Guckt ein Aeffchen zu uns nieder;
Sieh! ein zweites quieckt, und gaffet!

Vater.

Laß die Thierchen ruhig sitzen!
Thierchen scheuen tiefe Fluthen,
Heben sich, wie wir, auf Bäume;
Alle nehmen ihre Zuflucht
Bange zu den trocknen Höhen.
Unglück trifft den rauhen Würger,
Der ein Thierchen unbarmherzig
In die wilden Wellen stößt;
Ihn verstümmeln Guacariten *),
Oder hascht der Riesenmolch.
Sieh, es ist ein niedlich Pärchen
Froher Gaukler Wistiti **).

Mädchen.

Mutter! Gib doch aus dem Körbchen
Beeren diesen schönen Thierchen!
Komm herab, du nettes Aeffchen!
Komm herab, du kleiner Quiecker,
Mit dem Stimmchen, fein und pfeifend,
Wie aus zartem Vogelkehlchen!

*) Guacariten fallen alle Thiere, die eine verletzte Haut ins Wasser bringen, so heftig und zahlreich an, daß der Schwimmer schleunig aufgezehrt wird. Gumilla T. III. c. 42. p. 132.

**) Sagoin, Simia Jacchus L.

M u t t e r.

Sparen müssen wir die Beeren;
Kinder! selten blicken Früchte
Jetzt, da Fluthen uns umrauschen,
Aus der Wipfel dunkelm Laube.
Rudern müßten wir vom Morgen,
Bis die Sonne niedersänke,
Wollten wir die hohen Strecken,
Wo Gesträuche steh'n, erreichen.
Schwerlich fänden wir dann wieder
Unser schönes Plätzchen hier.

V a t e r.

Wendet abwärts eure Blicke!
Seht, wie zahlreich Fische ziehen.
Hinter ihnen jagt der Kaiman
Mit dem off'nen Rachen her,
Und die große Wasserschlange
Fährt in wallenden Gewinden
Auf die enggedrängten los.

K n a b e.

Vater! hätt' ich meine Lanze,
Strafen wollt' ich, sicher stechend,
Diese böse Fischefeindin.

V a t e r.

Aber wir, mit unsern Netzen,
Haschen ja wohl mehr der Beute,

Sind auch arge Fischverfolger;
Doch wir müssen Nahrung suchen,
Können nicht dem Fang' entsagen.
Auch die Schlange treibt der Hunger,
Speise, wo sie kann, zu haschen.
Sähst du's gern, wenn aus den Wolken
Riesenhände Spieße würfen,
Uns für Speiserwerb zu strafen? —
Nun, so laß die Schlange ziehen!

Mädchen.

Mutter, sieh! da unten klammert
Sich ein Krebs an Zweige fest,
Und die Fische zucken naschend
An des Stammes grünem Moose.
Wunderlich, daß Wasserthiere
Auf den hohen Bäumen weiden.

Mutter.

Wunderlich, daß wir in Höhen,
Wo sonst nur die Vögel nisten,
Jetzt auch uns're Nester bauen,
Und im Kahne stehend Früchte
Von den höchsten Aesten essen,
Enten auf den Wipfeln schnattern,
Schwäne mit den Affen spielen,
Das Aguti hoch auf Palmen,
Zwischen Gabeln starker Kronen

Gans und Tatu sitzen sehen.
O wie manches Wagniß lehret
Noth, die große Lehrerin!

Sieh! der Vater senkt den Hamen,
Unterfährt den großen Hummer
Und den Zug geschaarter Fische;
Sieh! es wimmelt in dem Netze,
Das er aus den Wellen hebt.
Frische Kost ist uns gewährt.

Vater.

Gut gelungen ist mein Fischzug.
Hummer! krabble hier im Kahne!
Ihr, beschuppte Schwimmer, tauchet
Euch noch kurze Frist ins Wasser,
Wohl vom zähen Garn umschlossen,
Bis des Herdes Rasenstücke
Auf dem Astgeflechte liegen,
Und die Brände tragen können.

Drücke diese Zweige nieder,
Weibchen, bis ich sie mit Ruthen
Dicht und fest durchflochten habe.
Siehst du? Bald entsteht ein Boden,
Der gegittert und geebnet
Uns're Last, wie Grasgrund, trägt.
Alle Ruthen sind im Wasser

Heute Nachts recht wohl durchweichet
Und zum Biegen doppelt zähe.
Wacker hülfst du, kluges Weibchen,
Drückst und hebst die rechten Zweige,
Daß ich leicht die Wieden schiebe,
Und die Stäbe richtig kreuze;
Lustig rückt die Arbeit vor.

Habt nun Acht auf unser Treiben,
Gaffer aus den Hängematten,
Daß ihr lernet, wie auf Bäumen
Sich ein Herdplatz flechten läßt!

Nun den Rasenfleck gehoben,
Den wir weit vom trock'nen Lande
Zum Gebrauch herüberschifften;
Faß' ihn, Weibchen! Hülf ihn rücken,
Bis er mitten auf dem Gitter
Als der Grund des Herdes ruht!

Hülf nun auch, im Kahne stehend,
Alle dünnen Vorderzweige
Aufwärts biegen, daß ich oben
Sie zum festen Zaun verwickle,
Und den Herdplatz rings nach außen
Für die unbesorgten Kinder
Mit erhöhtem Kranze sich're.
Oben bind' ich Reife drein.

Aus dem Kahne durch die Aeste
Steigen wir am glatten Stamme
Leicht in unser Korbgeflecht.
Ueber tiefen Wassern schwebet
Uns're neue Sommerheimath,
Zwischen Wipfeln wohl gesichert,
Seltsam in die Luft gehängt,
Wie des Adlers kühner Horst.

Mutter.

Frisch daran, ihr trägen Kinder,
Helft uns dürre Reiser sammeln,
Daß wir helle Flammen wecken,
Und ein frisches Mahl bereiten.

Knabe.

Vater, nur auf jenem Baume,
Der so dicht die Krone strecket,
Ragen sparsam dürre Zweige;
Leicht entzündlich wären sie;
Aber schwimm' ich hin, und breche
Sie vom Aste, muß ich wieder
Mit dem Reiserbund ins Wasser;
Nasse Reiser brennen nicht.
Laß mich in dem Kahne schiffen!

Vater.

Nein! der Kahn ist unser Bestes,
Ohne Kahn verdärben wir.

Leicht begegnet Unerfahrnen,
Wenn sie schiffen, Mißgeschick.
Kommt, wir wollen Reiser sammeln;
Lieber bin ich selbst der Lenker,
Als daß wir so schwachen Händen
Thöricht unser Heil vertrauen.

Macht euch fertig, Kletteräffchen!
Steigt hinauf, und bietet mir
Fleißig dürres Holz herunter!
Selbst vermag ich manche Reiser
Mit gestreckter Hand zu brechen.
Gut! So mehrt sich bald der Vorrath,
Und wir können Feuer nähren,
Ohne Sorge, daß zu frühe
Uns der dürre Brennstoff mangle.

Knabe.

Vater, alle dürren Sprößchen
Hab' ich nun hinab geboten;
Aber Schnecken find' ich hier,
Zahlreich kleben sie am Laube,
In der Asche brat' ich sie.

Vater.

Mädchen, sprich! Was gaffst du dort?

Mädchen.

O wie schön; Im hohlen Aste
Sitzt auf weichem Moos ein Mäuschen,
Junge wimmeln unter ihm;
Richtig haben sich die Kleinen
So, wie wir, empor gerettet
Aus der Noth der Ueberschwemmung.
Ach! es blickt mich ängstlich an.
Fürchte nichts! du bist geborgen,
Pflege ruhig deine Jungen,
Sieh! ich weiche schon, und steige
Wieder in das Schiffchen nieder.

Vater.

Frau! nun rasch ans Funkenreiben!
Hier das Rohr mit Zundermoose!
Sorg', indeß ich rüstig reibe,
Daß das Flöckchen nicht entweiche,
Sondern Flatterfunken fange!
Halte dürre Reischen drüber,
Daß sie prasselnd sich entzünden,
Und ein hübsches Feuer wecken.
Sieh! schon raucht des Stäbchens Ferse
In des Spanes schwarzer Höhlung.
Lustig! Sieh, der Zunder brennt,
Durch die Reischen läuft das Feuer
Schnell empor, und flackert züngelnd.
Locker nun die Hölzchen drüber!
Ha! das gibt die schönste Flamme.

M u t t e r.

Knattre munter, reges Feuer!
Nun bereiten wir die Mahlzeit.
Jedes schuppe seine Fische
Mit der scharfen Muschel ab!
Sorgt, die Galle nicht zu drücken!
Trennet mit dem Kupfermesser
Flink die Eingeweide los!
Stecket jeden an ein Stäbchen,
Dreht ihn emsig in dem Feuer,
Bis der Wohlgeruch verkündigt,
Gar gebraten sei die Kost.

K n a b e.

Singet in der Gluth, ihr Schnecken,
Während ich mein Fischchen drehe!

M ä d c h e n.

Schade für die schönen Schnecklein!
Sieh, wie bunt die Häuschen sind!

K n a b e.

Nimm dies niedlichste von allen!
Zwei mit schönen rothen Bändern
Will zum Spiel auch ich bewahren.

M u t t e r.

Recht, daß ihr an Spiele denket!
Sperren düst're Regen uns

Unter diese Blätterdächer,
O! dann ist ein Zeitvertreib
Jedem ein willkommner Freund.

Und mich dünkt, die schwarzen Wolken,
Die dort wie Gebirge steigen,
Drohen schon den Tag zu trüben,
Und euch unter's Dach zu bannen.

Haltet eure Stäbchen ruhig!
Immer zuckt ihr aus dem Feuer,
Unstät, wie das Laub im Winde;
So wird ja kein Fischchen gar.
Besser wendet ihr die Speise
Nun am Stäbchen in der Flamme;
Harret nur noch kurze Weile,
Und sie wird euch trefflich schmecken.
Aber Achtung, wenn ihr esset!
Kauet langsam! Schluckt nicht eilig,
Daß euch keine Gräthe sticht!

Mädchen.

Mutter, sieh! mein Fischchen neigt sich,
Schon ist's weich, und riecht mir lecker.

Mutter.

Auch das deine, Knabe, sinket.
Rein auf Blätter legt sie nieder,

Und verzehret froh das Mahl!
Tupa, der im Himmel wohnet,
Hat es gütig uns beschert.

Knabe.

Vater hat sie ja gefangen,
Deutlich haben wir's gesehen.

Mutter.

Aber Tupa hat die Fische,
Alle Kräuter, alle Thiere,
Erde, Wasser, Luft gebildet,
Hat auch in des Vaters Hamen
Diesen reichen Fang geführt.
Lange kannst du Garne senken,
Lange leer aus Fluthen ziehen,
Wenn dir Tupa keine Beute
In die off'nen Netze lenkt.

Mädchen.

Läßt denn Tupa sich nicht sehen?
Steigt er nie zu uns hernieder?
Sicher ist sein Angesicht
Freundlich, und voll hoher Würde.

Mutter.

Unsichtbar umschwebt er uns
Ohne daß wir ihn erblicken;

Nur durch Wirken, durch Erhalten,
Durch Belohnen und Bestrafen
Zeigt er seine Gegenwart.
Schonend birgt er seine Pracht.
Uns're Augen sind zu blöde,
Seinen Lichtglanz zu ertragen;
So erblinden Maus und Eule,
Wenn die Sonne sie bescheint.
Selten nur, in mildem Schimmer,
Zeigt er sich den frömmsten Priestern
Die er schickt, die Finsternisse
Uns'rer Seelen zu erhellen.
So erschien er einst den Sehern
Bochika und Manko-Kapak *),
Den erhabnen Völkerlehrern.
Längst schon haben wir von diesen
Alten Weisen euch erzählt. —
Aber seht! Es wird so trübe;
Plötzlich weicht das Sonnenlicht.

Vater.

Näher schwimmen dunkle Wolken,
Dumpfes Brausen dröhnt von ferne;
Feuer zuckt in Wolkenspalten,

*) Malte-Brun Précis de la Géographie universelle, T. V. p. 574. auch 594.

Rauhe Wirbelwinde zausen
Schon das Laub gewiegter Wipfel.
Ein Gewitter zieht heran.

Mutter.

Seht die Affen! Aengstlich ducken
Sie die Rücken an die Stämme,
Wo sie breite Aeste schirmen;
Und die Vögel schlüpfen bange
Tief ins Dickicht düst'rer Bäume.

Decken wir die Gluth mit Asche,
Neigen eine breite Muschel
Drüber her, damit ein Funke
Unterm Schirme lebend bleibe.
Einzeln fallen schon die Tropfen,
Zischen in der heißen Gluth,
Jagen Aschenwölkchen auf.

Vater.

Freut euch, daß der Kahn im Schutze
Unsers Blätterdaches ruht,
Wo kein Regenstrom ihn füllt.
Preist auch unser gutes Glück,
Daß wir unter breitem Dache
Vor den Schlossen, vor den Strömen
Kalter Regen sicher sind!

Mutter.

Sturmgebraus durchfährt die Waldung,
Winde rasen in den Wipfeln,
Sieh! wie biegen sich die Aeste!
Unsers Dächleins Stangen knarren.
Laßt uns in die Netze steigen!
Blitze breiten rothes Licht
Blendend auf der Bäume Kronen,
Und der Donner brüllt schon nahe.

Knabe.

Flammenklumpen wallen drohend
Aus der Luft auf uns herab.
Mutter! Jetzt ist Tupa nahe!
Hu! entsetzlich tönt die Rede,
Wenn er aus den Wolken ruft.

Mutter.

Schau'rlich ist dies arge Schwanken
Bei des Wetterwindes Toben
Ueber aufgeregten Wassern.
O wie wogt die Fluth da unten!
Brausend wälzen sich die Wellen,
Steigen in beschäumten Bogen,
Sinken nieder, bilden Thäler;
Unser Schiffchen hüpft auf ihnen,

Fährt empor, und fährt hinunter,
Bang' ist mir, es reiße sich
Von dem zähen Bande los.

Vater.

Sorge nicht! Die Weidenringe
Haften fest am starken Baume,
Und entlassen sicher nicht,
Ehe wir wollen, unsern Kahn.

Knabe.

Tupa's Stimme rollt erschütternd,
Land und Fluth und wir erbeben
Vor dem ungeheuern Schelten.
O! wenn hört er auf zu zürnen?

Mädchen.

Weh! wie kracht es durch die Lüfte!
Feuer wälzt sich, schnellen Laufes,
Ueber Wellen, über Bäume,
Auf das Dächlein und auf uns.
Großer Tupa! Zürne nimmer!
Laß uns wissen, was wir sollen!
Gerne thun wir, was du willst.

Die heilige Verschämtheit.

Idylle.

Rosige Blüthe des Ehrgefühls, die du des Mädchens zarte Wangen färbst, wenn Ungebühr laut wird, oder das Antlitz des unverdorbenen Jünglings, wenn die Frechheit schwatzt! Holde Zeugin des reinen Herzens, das sich jeder Erniedrigung schämt! Dir errichteten Hellas und Rom Altäre: du bleibst auch in unsern Tagen den bessern Menschen heilig, und die liebenswürdige Sittsamkeit mit den jungfräulichen Augen behauptet billig den Rang vor der Ausgelassenheit mit dem Dirnenblicke.

Das Schilfdach der Wohnung des redlichen Athis ragte aus Gebüschen am linken Ufer des Eurotas; am rechten gegenüber barg sich unter Reblaub die Hütte der armen Fischerwittwe Amphäa; der reißende Strom hatte schon längst ihren Gatten verschlungen; sie baute fleißig ihren Garten, half den Nachbarn beim Fischen und bei der Bestellung des Feldes, und nährte sich mit ihrem Kinde durch muthige Regsamkeit. Oft führte sie auch im leichten Kahne Fremdlinge über den Fluß. Mit wehmüthiger Liebe erzog sie ihr Töchterchen Phänna, dies theu're Andenken ihres unvergeßlichen Geliebten.

Athis pflegte dagegen sein Söhnchen mit Sorgfalt, und sorgte für seine blinde Gattin mit schonender Geduld. Manchmal schiffte Amphäa mit der kleinen Phänna

über den Fluß, und kürzte der blinden Nachbarin die zögernden Stunden. Den Kindern war jeder Besuch eine willkommene Spielzeit; die Wittwe ging immer zu frühe weg, noch ehe sie das Ende ihres Zeitvertreibs fanden. So gewannen die Kleinen einander lieb, und riefen täglich am Ufer sich freundliche Worte zu.

Eben hatte Amphäa, mit dem Töchterchen in der Kahnspitze, wieder hinüber gerudert, um ihre Freundin zu trösten. Athis grüßte die gute Nachbarin, und führte sie unter sein Dach: „Meine Trauben reifen, sprach sie einladend: ihr wißt, dann kommt jährlich die Priesterin Therapne, und fährt über den Strom, um ihre Verwandten im Weinberge zu besuchen; sie kommt nicht ohne Gefolge: Athis, willst du mir wohl helfen, das Volk über den Strom zu schiffen. Wenn du ein so gefälliger Nachbar bist, dann halten auch wir Weinlese mit einander; du nimmst deine Frau und den kleinen Anthos, und wir feiern drüben dem Bachus ein Fest, das gewiß so vergnügt, als eins am Eurotas, werden soll.“

Dem Fischer gefiel der Antrag. Fröhlich schlug er ein, und die horchenden Kinder liefen jubelnd hinaus: „Trauben! weiße, rothe, blaue Trauben! o wie saftig! o wie süß!“ riefen sie, und spielten unter den Bäumen wieder Hochzeit, sich mit Blumen bekränzend.

„Zum siebenten Male, fuhr Amphäa fort, reifen jetzt die Trauben, seit die reisende Priesterin über unsere Säuglinge freundlichen Segen sprach: Erinnerst du dich noch, wie die Kleinen im Vorderwinkel des Kahnes

auf weichen Bettchen schliefen, ruhig und schön, wie zwei Täubchen im Neste? Wir hatten ein schattendes Binsengeflecht über sie hergewölbt."

"Die Priesterin beschaute das nette Pärchen mit stillem Wohlgefallen. "Schöne Kinder, sagte sie, euch will ich einst der heiligen Verschämtheit weihen: Wenn das Kirschenlaub sich zum siebenten Male röthet, und der Weg mich alternde Frau wieder vorüber führt, so mahnet mich, ihr glücklichen Mütter, an mein Versprechen.""

"Jetzt geht der siebente Herbst zu Ende, und Therapne wird bald erscheinen. Schön sind die Kinder herangewachsen; nun wollen wir die Priesterin an ihr Versprechen erinnern. Wer den Göttern geweiht ist, den begleitet das Glück."

Nach einigen Tagen kam die Erwartete, und Amphäa bat um die Weihe der Kinder.

Therapne gebot ihren Mägden, aus dem Gepäcke ihr klares phönicisches Trinkgefäß hervorzusuchen, und rief die Kinder herbei. Sie kamen, Hand in Hand, stellten sich, etwas bange, vor die erhabene Priesterin hin, und hoben mit Ehrfurcht die hellen Aeuglein zu ihr empor.

"Kinder! sprach sie, ihr seid in dem Alter, wo man zu unterscheiden anfängt, was artig, was unartig ist; ihr schämt euch gewiß, zu thun, was der Anstand verbeut; es ist Zeit, euch der heiligen Aidos, der holden Verschämtheit zu weihen. Wer ihr heilig ist, und sie als leitende Göttin verehrt, dem ziehen viele andere Tugenden und Segen der Himmlischen nach. Seht ihr

dort, an der Landstraße drüben das hohe Frauenbild auf dem großen prächtigen Marmorgestelle? Das ist ein Heiligthum holder Verschämtheit: dort sollt ihr die Weihe empfangen. Kränzet euch mit Blumen, liebliche Kinder! Helfet sie bekränzen, und folgt mir, treue Aeltern!"

Therapne wanderte zu dem steinernen Denkmal am Wege. Nahe dabei erhob sich ein buschiger Felsenhügel, und hinter ihm hervor rieselte eine klare Quelle, und wand sich am Fuße der hohen Säule vorüber.

"Nur Reine dürfen sich den Göttern nahen, so begann die Priesterin die Weihe, waschet eure Füße in dem klaren Bächlein!" Willig gehorchten die Kinder, und rieben mit den kleinen Händen ihre Sohlen im Wasser. Jetzt nahten sie wieder, auf flache Steine tretend, in schüchterner Erwartung. Therapne führte sie sanft vor das erhabene Frauenbild.

"Seht! so fing sie die Erklärung an, betrachtet diese königliche Gestalt! Dies ist die Heldenfrau Penelope, die Gemahlin des göttergleichen Odysseus, ein Vorbild mancher Tugend künftigen Geschlechtern. Euch, ihr Aeltern, erzähle ich die lehrreiche Geschichte, daß ihr sie den Kindern wieder erzählt, und deutlich erläutert."

"Penelopens Vater Ikarios hatte den jungen Helden als Gastfreund zu Sparta in seinem Palast aufgenommen; bald gewann dieser die Liebe der trefflichen Tochter, und der Vater verweigerte sie dem würdigen Brautwerber nicht; nur wünschte er, der Eidam sollte

ihm die junge Braut nicht in die Ferne entführen, sondern an der Seite des treuen Vaters mit ihr seine Tage verleben. Aber der hohe Herrscherberuf gestattete die Erfüllung dieses Wunsches nicht; Odysseus mußte seiner königlichen Bestimmung folgen, und mit der entschlossenen Braut nach Ithaka wallen. Kaum saß Ikarios einsam in seinem Gemache, so ertrug er die traurige Trennung nicht, spannte die schnellsten Pferde vor seinen Wagen, und eilte den Reisenden nach. Hier, wo das hohe Denkmal steht, holte er das liebende Paar ein. Flehend bat er den Schwiegersohn, nach Sparta umzuwenden, unerträglich sei ihm das Leben ohne die geliebte Tochter. Er flehte so lange, so dringend, bis Odysseus, endlich erweicht, den Ausspruch that: „Mir gestatten die Götter nicht, in Sparta zu weilen; aber, theure Gattin, dir biete ich die freie Wahl, mit dem Vater, oder mit mir zu gehen.“ — „Nun, o Tochter, entscheide!“ rief Ikarios, und harrte begierig ihrer Antwort. Aber Penelope schwieg, und zog in stiller Verschämtheit den Schleier über das Antlitz. Seht das treffliche Bild an, in dieser Verrichtung ist sie hier dargestellt. Ikarios verstand die stumme Entscheidung; sich selbst beherrschend, unterdrückte er fernere Bitten, segnete das scheidende Paar, und errichtete zum Andenken hier das erhabene Bild sanfter Verschämtheit, damit es noch zu fernen Geschlechtern heilsame Lehren spräche.“

„Holdes Erröthen, ihr lieben Kinder, ist der himmlische Widerschein einer reinen, zartfühlenden Seele; dies

liebliche Roth soll eure Wangen verschönern, so oft euer Ohr, oder euer Auge ein Vorgang beleidigt, der dem unverdorbenen Herzen zuwider ist. Hütet euch immer, Unanständiges zu schauen, zu behorchen, noch mehr, es zu begehen! Verrichtet nichts, dessen ihr euch schämen müßtet! Versprecht es mir und der hohen Heldenfrau Penelope!" Sie bot ihnen die Hand hin, und die Kleinen legten ihre Händchen hinein. Die Aeltern hoben sie am heiligen Steine hinauf, und ihre Fingerchen berührten mit Ehrfurcht die Füße des hohen Bildes.

"Waschet euch nun den Mund, die Augen und das Antlitz im heiligen Wasser, das den Marmor des Denkmales bespült."

Die kleine Phänna trippelte gehorsam ans Gestade, und wusch sich sorgfältig rein; der Knabe, auf reinen Kieseln im seichten Bächlein stehend, rieb sich ernstlich Mund und Antlitz mit dem geweihten Wasser.

"Nun hebet die Hände zu der Heldenfrau empor, und sprecht: "Penelope, Vorbild der Tugend, die du bei den Göttern im Himmel wohnest, blick herab auf uns Kinder! Wir weihen uns der heiligen Verschämtheit, und versprechen dir feierlich, nichts Ungebührliches zu schauen, zu hören, zu thun. Segne uns, und stärke unsern Willen."

Die Kleinen sprachen die erhabenen Worte treulich der Priesterin nach. Sie winkte einer begleitenden Magd, nahm aus ihrem Körbchen den phönicischen Glaskelch, und wickelte ihn aus den weißen Leinwandhüllen los.

Klar, wie Krystall, blinkte das köstliche Gefäß in der Rechten der Priesterin. Sie reichte es der kleinen Phannä dar: „Nimm es, Kind, sprach sie belehrend, halt es fest, und schöpfe reines Wasser aus der Quelle!“ Die Kleine füllte den hellen Kelch, sorgsam niedergebückt, mit klarem Wasser, und brachte es der Priesterin. Therapne besah es sehr aufmerksam: „Es ist klar, wie die Luft, sagte sie, kein Wölkchen trübt es; du wirst ein reines Mädchen bleiben.“ Sie nippte von dem heiligen Getränke, gab das Glas dem kleinen Mädchen zurück, und gebot: „Trink auch du den heiligen Trank! Dein Inneres, dein ganzes Wesen sei den guten Göttern heilig!“ Die kleine Phänna trank. Den Rest reichte Therapne der Fischerin Amphäa.

Dann gab sie das Gefäß dem Knaben in die Hand, warnend: „Halt es geschickt, und schöpfe reines Wasser aus der Quelle.“ Anthos gehorchte, füllte sorgfältig den hellen Kelch, und trug ihn herbei; die Priesterin prüfte wieder genau die Reinheit des Wassers, und sagte: „Klar ist es, wie Wasser, das vom Himmel fällt; du bleibst ein reiner Jüngling, werth einer frommen Braut!“ Wäre Trübes im Kelche erschienen, so hätte sie bedenklich das Haupt bewegt, und üble Vorbedeutung verkündigt. Sie gab den Rest den Aeltern des Knaben.

„Heilige Aidos, sanfte Verschämtheit, so fuhr sie dann zu beten fort, bewahre die Jugend dieser Geweihten! Nehmt, ihr Himmlischen, sie in euern besondern

Schutz, laßt nie in ihren Herzen die sanftern Gefühle erschlaffen, wendet Gefahr von ihren Seelen, und gießet euern besten Segen über sie aus!"

Sie winkte; eine Magd hielt einen Blumenstrauß bereit, tauchte ihn auf ihr Geheiß in die Quelle, und brachte ihn der Gebieterin dar; sie besprengte die Kinder und dann die Aeltern mit heiligem Regen, und endigte damit die Weihe.

Die gerührten Altern versprachen ihr, die Kinder öfters an Penelopens Heiligthum zu führen. Sie kamen so oft dahin, ihre Gelübde zu erneuern, bis sie in der vollen Blüthe reifer Jugend einander treue Liebe schwuren, ein glückliches Paar. "Im frohen Kinderspiele, sagten sie, waren wir oft Mann und Frau; jetzt, heilige Penelope, sind wir es im wahren Ernste. O du Vorbild stiller Verschämtheit! dir geweiht, verlebten wir eine selige Jugend; nun sei uns auch ein Vorbild der Treue, daß wir als fromme Gatten ein glückliches Alter erreichen."

Pausanias l. III. cap. 20. p. 133.
Basil. Oporini editio. 1550.

In itinere Sparta in Arcadiam proficiscentium ... Verecundiae (ἄγαλμα τῆς Αἰδοῦς) simulacrum triginta ab urbe stadiis distare aiunt, et ab Icario hac de causa dedicatum ac factum. Quo tempore Icarius Ulyssi filiam Penelopen nuptum elocarat, efficere tentavit, ut ipse etiam Ulysses Spartae habitaret. Sed spe hac frustratus, filiam deinde, ut maneret, supplex petiit, currumque secutus in Ithacam jam proficiscentem ora-

vit. Ulysses quidem antea concesserat. Sed tandem Penelopae optionem dedit, ut aut sponte sequeretur, aut cum patre Lacedaemonem rediret. Hanc nihil responsi dedisse perhibent. Sed cum mota pudore ad quaestionem taceret, Icarius eam (animadvertit enim, eam malle cum Ulysse abire) dimisit, et simulacrum Verecundiae posuit. Ibi enim inter proficiscendum Penelopen ex verecundia tacuisse aiunt. Cum viginti inde stadiis fuerit processum, Eurotas proxime viam alveo accedit.

Die Kleidung.

Idylle.

Mykon, Amine und Lyda.

Die Töchter Mykons, des fleißigen Fischers auf der Rohrinsel am Seeufer, Amine und Lyda, saßen am Nachtigallbusche im blumigen Grase; sie hatten des Vaters Netze gereinigt, und an Gabelstangen den trocknenden Strahlen entgegen gespreitet; jetzt plauderten sie traulich mit einander, und freuten sich einer zackigen Schnecke, die ihr Netz auf den Sand hervorgestreift hatte.

„Sieh die gekräuselten Ribben und die zarten Querstreifen, sagte Lyda, das ist gewiß die köstliche Schnecke, mit deren schleimigem Blute der Sidonier Gewänder purpurn färbt. Du weißt, als der Vater mit dem großen Meerschiffe nach Morgenland fuhr, sah er selbst, wie sie solche Schnecken im Troge stampften, und feine Tüchlein in den ausgepreßten Saft tauchten, die dann,

an der Luft getrocknet, sich allmählig mit dem schönsten Roth bedeckten.“

Amine. O wie schön, wenn wir selber purpurne Tüchlein färben lernten! Wie schön würde ein zartes rothes Busentüchlein sich um die Schultern legen, und zum Gürtel herabwallen! Komm! wir wollen suchen; dort am sandigen Ufer schwimmen wohl mehr solche Schnecken; du weißt, auch Meerschnecken weilen gern beisammen in kleinen Heerden, wie manche Fische.

Lyda. Laß uns erst den Vater fragen, ob die gefundene wirklich eine Purpurschnecke ist. Wär' es nicht die ächte, was hälfe uns alles Suchen?

Die Mädchen liefen also zur Hütte, die aus Meerrohr geflochten und mit Binsen dicht gedeckt, unter hohen Kastanien stand.

Der Vater zweifelte an der Aechtheit der Schnecke; doch zerrieb er sie in einem hohlen Steine, tauchte ein weißes Läppchen in den Saft, und hängte es zum Trocknen an die Luft. Sie setzten sich auf die Rasenbank am hohen Felsenufer, und behielten das benetzte Läppchen fleißig im Auge.

Mykon erzählte von den Fahrten seiner Jugend; wie er vom Sturme in die Wüsten des Meeres verschlagen, endlich von einem großen Schiffe aus Sybaris aufgenommen ward, das immer der aufgehenden Sonne entgegen schiffte, bis er in Sidons Hafen einlief, wo es von fremden Männern wimmelte, deren Rede er nicht verstand. „O wie quälten mich Noth und lange Weile im

unverständlichen Volksgelärm, bis unser Schiff seine Waaren vertauscht hatte, und mit morgenländischen Schätzen wieder beladen, den weiten Rückweg suchte; als kräftigen Ruderer nahmen sie mich Verlassenen mit. Hätte Dorinth, ein junger reicher Kaufherr aus Sybaris, sich meiner nicht liebreich angenommen, und gütig mich als einen seiner Diener gepflegt, so wäre ich vor Kummer und Mangel im fremden Lande verschmachtet. Aber er ließ mir Kost reichen, wie seinen Gefährten, und nahm mich oft auf Lustgängen als dienenden Begleiter mit. Lebhaft erinnere ich mich eines Besuches im Haine der Liebesgöttin."

"Auf einem Vorgebirge bei Sidon, aus der Mitte eines heiligen Haines, ragte der prächtige Säulentempel der Göttin empor. Heimliche Rosenlauben, mit Blumenbetten umzogen, boten den Lüsternen einladende Schatten; verborgene Rasenplätzchen über Felsenwänden am Ufer, mit offener Aussicht über das Meer hin, lockten vertraute Paare auf weiche Schattensitze an blühenden Sträuchen; kleine Bächlein rieselten in schönen Windungen durch die Schatten, aus denen die Gesänge froher Vögel ertönten, und sammelten sich da und dort in spiegelnde Teiche, die zum Baden reizten, oder versanken am Ufer in kühle Grotten. Schöngeschmückte Mädchen saßen, einsam oder in kleinen geselligen Reihen, auf den anmuthigsten Plätzchen der Laubgänge."

"Zu äußerst an der Grenze des Haines ruhte nachdenkend, mit einer kleinen Harfe im Arme, eine schlanke

Gestalt auf der Bank vor einem klaren Brunnen, in dessen Marmorbecken von hohem Gestelle herab Nymphenbilder rauschendes Wasser goßen. Eine köstliche Binde um ihr blondgelocktes Haupt und der reiche Stoff ihrer Kleider bezeichneten sie als Priesterin irgend einer Gottheit. Ehrerbietig nahte sich Dorinth der schönen Denkerin. „Vergib dem Fremdlinge, sprach er bittend, der es wagt, deine stille Ueberlegung zu unterbrechen; du scheinst die Priesterin des nahen Tempels, welcher Gottheit ist dieser Hain geheiligt?“ Sie antwortete sanft, nicht in der Sprache des Morgenlandes, sondern in reinen griechischen Worten, die mir wie Gesang tönten: „Astarten, der Liebesgöttin Phöniciens, ist jener erhabene Tempel und dieser heilige Hain geweiht. Blicke aber dorthin durch die Büsche! Siehst du den kleinen Tempel auf der schmalen Erdzunge? Diese ist den sittsam gekleideten Göttinnen der Anmuth, den wahren Charitinnen heilig; das Schicksal hat mich zu ihrer Priesterin bestellt. Wundere dich nicht, die Sprache deines Vaterlandes aus meinem Munde zu vernehmen. Räuber aus Tarent haben mich als Kind nach Italiens schönen Gefilden entführt; dort ward ich an den weisen Ariston, den Priester der Grazien zu Sybaris, verkauft; liebreich erzog er mich mit seinen Töchtern, erkundigte den Wohnort meiner Aeltern, und sandte großmüthig mich ihnen zurück; da bauten sie dankbar dort einen kleinen Tempel den sittsam bekleideten Grazien, den schützenden Göttinnen meines Pflegevaters und meiner verlassenen Jugend,

und bestellten mich zu ihrer Priesterin. Darum, o Fremdling, hat deine Sprache für mich noch immer einen unwiderstehlichen Zauber!"

"Ich kenne den ehrwürdigen Greis Ariston, erwiederte Dorinth, denn Sybaris ist der Ort meiner Geburt; er wohnt bei dem kleinen Tempel der Grazien außer der Stadt am Ufer des Flusses; zahllose Verehrer strömen dort immer zum hohen Tempel der Aphrodite, die allen Geschlechtern der Menschen süße Genüsse bereitet; aber zum kleinen Tempel der sittsam bekleideten Charitinnen wallen nur wenige Mädchen. Täuscht mich vergleichende Erfahrung nicht, so stehen auch hier die Verehrer der Astarte und der Grazien im Verhältniß der Größe ihrer Tempelgebäude, und die Opfer, die auf deinen Altar gebracht werden, sind nicht reich."

"Wohl bist du ein rechnender Kaufmann, versetzte die Priesterin, du erräthst die Wahrheit. Natürlich findet die sinnliche Lust mehr Beifall unter dem rohen Volke, als das sittliche Schöne. Wer meine Charitinnen verehrt, steht schon auf höherer Stufe der Bildung. Ob ihnen reiche Opfer fallen, kann mir gleichgültig sein, fremder Güter bedarf ich nicht. Aber je mehr Verehrer meine Göttinnen zählen, desto mehr veredeln sich die Sitten."

"Warum, fragte Dorinth, warum lässest du die Grazien nicht unbekleidet, wie sie von Anbeginn dargestellt wurden? In schöner tanzender Stellung bieten sie sich im Tempel der Venus die zarten Hände; keine Hülle

birgt ihre jugendlichen Reize; die Unschuld weiß nichts von heuchelnder Scham, sie hat nichts zu verhehlen. Mit der ersten Schürze, welche die Jungfrau vorband, zog Verstellung in ihre Seele; herzliche Offenheit wich, wie der erste Schleier ihren Busen verhüllte; List und Täuschung bargen sich hinter zarten Geweben. Die wahre Liebe ist offen und ohne Rückhalt; Venus entstieg dem Meere, nur in eigene Reize gehüllt. Kein Wunder, wenn die Menschen wenig von verkleideten Charitinnen wissen mögen! Sie halten so vermummte Begleiterinnen Cytherens für unächte Bilder, für unziemende Verstaltung.«

»Wahrlich, sybaritischer Kaufherr, so nahm die Priesterin das Wort, hätte früher dein Mund verschwiegen, woher du stammest, so wäre nun doch diese Erklärung deine Verrätherin. Weißt du nicht, daß einer der weisesten Griechen die Grazien in leichte Kleidchen gehüllt hat? Wenn das Volk Aphroditen ohne Gewand zu sehen gewohnt ist, so verehrt es in ihr die wohlthätige Göttin, oder Urkraft, die alles, was lebt, zur Vermehrung treibt, das niedrig stehende Thier, wie das erhabenere Menschengeschlecht. Die Göttin der höhern Liebe, die sich auf Schönheit der Seele und des Leibes, auf Achtung und sittlichen Werth stützt, umschwebt ein weißes leichtes Gewand; zarte Schleier entrücken dem Auge die niedern sinnlichen Reize; aber Schönheit des Wuchses, die ganze leicht hinschwebende Gestalt, die holden Züge des göttlichen Angesichts, aus denen Güte

und Anmuth spricht, glänzen desto sichtbarer, und fesseln die Blicke der edlern Verehrer.«

»Bald beredest du mich, schöne Priesterin, entgegnete Dorinth, daß die Liebesgöttin im leichten Gewande, und deine bekleideten Charitinnen die ächten, erhabnern sind. Ich kenne ein griechisches Mädchen von Sybaris, rosig wie Aurora und schlank wie ein Lilienschoß; holde Freundlichkeit lächelt aus jedem Zuge ihres Antlitzes, und sanfte Güte glänzt aus ihrem Auge; die Schönheit ihrer Gestalt leuchtet kenntlich aus ihrem reinlichen Kleide hervor. Es ist wahr, träte sie als Aphrodite auf, sie könnte mir schwerlich besser gefallen.«

»Die Priesterin griff in die Saiten ihrer Harfe, und sang:

Schöne Kleider, heilige Hüllen!
Schmiegt euch, schützend, den Gliedern an!
Seid zum Schmucke, weiß, wie der Schwan,
Oder bunt, wie die Strahlen
Leichten Regen bemalen!
Vögel ziert des Gefieders Pracht,
Reinlich Volk des Gewandes Tracht;
In geordneten Falten
Hebt es hübsche Gestalten.

Schöne Kleider, heilige Hüllen!
Nackte Wilde beherrscht die Gier;
Der Bekleidung mächtige Zier

Fördert reinere Triebe,
Hilft zum Adel der Liebe.
Mit der schirmenden Kleidung kam
Zucht und Achtung und holde Scham;
Und in glücklichen Hütten
Blühten reinere Sitten.

„So sang die Priesterin. Kein Wort des heiligen Liedes ist mir entgangen; oft hab' ich es während der langen Heimfahrt wiederholt. O Töchter! wie wahr ist es, was sie sang!"

Amine. Innig fühl' ich es, welch ein Glück es ist, in schönen Kleidern zu gehen. Ach! wie würden wir frieren, wenn wir unbedeckt im rauhen Herbstwinde wandeln, und unsere Kost dem eiskalten Wasser abgewinnen müßten.

Lyda. Denk' ich, wie es mir sein würde, wenn ich unbekleidet vor Leuten erscheinen müßte, o! so grauet mir, und ich vergehe fast vor Scham. Gut, daß wir spinnen, weben und nähen können! Wird mir künftig die Arbeit sauer, so darf ich nur des traurigen Zustandes unbekleideter Wilden gedenken, und diese Vorstellung wird meinen Muth zu frischer Thätigkeit beleben.

Amine. Gelingt es auch, weiße Tüchlein roth zu färben, so erfreut uns neuer Gewinn. Laß doch sehen, was aus unserm Leinwandstreifchen geworden ist.

Da blickten die Mädchen nach dem trocknenden Läppchen, und sieh! Schon färbte leichte Röthe das zarte

Gewebe. Jubelnd priesen sie die schöne Veränderung und das Gelingen ihres Versuches.

Mykon. Wunderlich! Bis nach Sidon führte mich das Schicksal, damit meine Kinder einst rothfärben lernten.

Menon,

oder

die nicht erhörten Gebete.

Idylle.

Der rüstige Doridas und seine Schwester,
Die fleißigen Kinder des bejahrten Menon,
Verließen stille, beim ersten Hahnenrufe,
Ihr Binsenlager, und eilten an die Teiche,
Wo ihre Schnüre mit vielen Angeln schwammen.
Geschäftig ruderten sie von einem Flößholz
Zum andern, in den zitternden Silberstreifen
Der mondbeglänzten Fläche die dunklern Blöckchen
Leicht wieder findend und reiche Beute sammelnd.

Das dämmernde Licht des Tages überraschte
Das thätige Paar bei ihrer frohen Arbeit.
Schon glänzte das Morgenroth auf kleinen Wellen,
Die kräuselnd über die Wasserfläche liefen,
Als beide, mit vollen Lägeln wohl beladen,
Den Heimweg über den Gartenhügel suchten.

Am hohen Gestell, auf dem ein Triton prangte,
Vom weitumschauenden Rücken des Geländes,
Wo sie die Bürden niederzusetzen pflegten,
Um Athem zu schöpfen und den Blick zu weiden,
Erblickten sie im Glanze der Morgenstrahlen
Am Ufer der nächsten Insel eine Flotte
Mit hohen Masten; fremde Gestalten schwebten
Am Borde, Gezelte ragten zwischen Bäumen.

Erschrocken eilten sie heim, und sah'n die Thürme
Und Mauern der Stadt mit Kriegern dicht besetzet.
Die Wächter hatten bereits das fremde Kriegsvolk
Bemerkt, und alle Bürger zur Wehr gerufen.
Ein dumpfes Rauschen erschütterte die Lüfte.

Am Fuße des Felsens, den die Mauern kränzten,
Auf schmalem Saume des tiefen Wassergrabens,
Im Schutze von Bäumen, lag die Fischerhütte.
Noch ruhte Menon, der Vater, an der Seite
Der treuen Gattin, in frohen Morgenträumen;
Da stürmten die Kinder in die stille Wohnung,
Und riefen die Aeltern aus der sichern Ruhe.
„Bewaffnete Schaaren walten auf der Insel,
Hochmastige Schiffe ankern rund um's Ufer;
Geharnischt schauen Krieger von unsern Zinnen,
Gewärtig des Angriffs unbekannter Feinde.“

Schnell hüllte Menon die Glieder in die Kleidung,
Und sprang ins Freie, die Fremden anzuschauen;

Im Busche versteckt belauscht' er ihr Beginnen.
„Es ist die Flotte der Räuber aus den Syrten,
Ich kenne die Kleidung dieser Afrikaner;
Die wagen sich nicht an wohlverwahrte Städte.
Die Götter mögen die Fischer dort beschirmen!“

Bald hob das schwärzliche Räubervolk die Anker,
Die Zelten schwanden, die Ruderreihen gingen,
Die Segel schwebten am Mast hinauf, und faßten
Den Wind; die Schiffe durchschnitten rege Wellen.
Da wirbelte dichtes Rauchgewölk zum Himmel
Vom Orte der Insel, wo die Hütten standen,
Und Flammen stiegen empor in rothen Säulen.

„Unglückliches Weib, beklagenswerther Lykas!“
So jammerte Menon um die Wohlbekannten:
„Dahin ist jede Bequemlichkeit des Lebens.
O welch ein trauriges Schicksal wartet eurer!
Und welch ein Elend bereitet euern Kindern
Dies böse Gezücht von Quälern aus dem Orkus?“

Sobald die Räuber auf fernen Fluthen schwebten,
Rief Menon alle seine beherzten Freunde
Zusammen, bewaffnet stiegen sie zu Schiffe,
Und ruderten sorgsam an den Strand hinüber;
Mit Vorsicht landeten sie am freien Sande,
Bestreiften die Au mit aufmerksamen Blicken,
Indeß die Einen den Nachen treu bewachten,

Durchzogen die Andern forschend die Gebüsche;
Verlassen und einsam fanden sie das Eiland;
In Asche lagen die Wohnungen der Freunde,
Kein lebendes Wesen schien zurückgeblieben.
Um ihre verlornen Werkgenossen jammernd
Beschloßen die Männer schon zurückzuschiffen,
Da weilt' ein Hündchen an einem Wassergraben,
Wo Binsenstreue gehäuft lag, heftig bellend;
Sie traten näher, und lüfteten die Streue;
Da sieh! in wohlverschlossener Ufergrube,
Die gegen das Wasser offen stand, mit Binsen
Nur leicht verwahret, doch oben dicht beladen,
Im stillen Winkelchen, wo sie manchmal spielten,
Gelang es den bangen Kindern, sich zu bergen;
Die zitterten, als die Säbel gräßlich blinkten,
Und wilde Räuber Vater und Mutter banden!
Das Häufchen entfloh voll Angst hinaus ins Dunkel,
Und suchte sein bekanntes Versteck am Graben;
Hier drängten die Kleinen enge sich zusammen,
Und harrten, von Furcht gestillet, der Erlösung.
Schon glaubten sie sich verrathen, als die Streue
Gehoben ward, und begannen laut zu weinen.
Doch bald erkannten sie manches traute Antlitz,
Und ihr Erschrecken wandelte sich in Hoffnung.
Die Kinder wurden freundlich ins Schiff getragen;
Gern theilten die Männer sich in ihre Pflege.
Das Kleinste führte Menon in seine Wohnung.
Der Sohn, die Tochter, die Hausfrau herzten zärtlich

Das Kind, und gaben sich Müh', es sanft zu trösten.
Die gütige Tyche labt' es wohl mit Speise,
Und bracht' es zur Ruhe nach der stillen Kammer,
Und saß, bis es schlief, sein Genius, am Bettchen.

„Vernehmt, o Kinder! sprach der gerührte Vater,
Vernehmt die Geschichte meiner ersten Liebe!
Die schöne Neda, die Mutter dieses Kindes,
War meine Geliebte; ihre Rosenwangen,
Ihr schöner Wuchs, ihr Graziengang, ihr Tanzen,
Ihr munt'rer Geist bezauberten meine Sinne.
Das Leben ohne die Holde war mir fade.
Auch Neda schien recht innig an mir zu hangen.
Bei jedem Feste wählte sie mich zum Tänzer;
Wir wußten vom Ufer aus durch manche Zeichen
Weit übers Meer mit einander traut zu reden.
Fast täglich trug mich der Kahn zu ihrer Insel,
Fast täglich küßten wir uns am Blüthenbusche.
Doch unzufrieden mit unsern Traulichkeiten
Verboten ihr beide Aeltern mich zu sehen;
Denn diese kleine Hütte war all mein Reichthum,
Ihr Vater besaß den schönsten Theil der Insel.
Das Mädchen zeigte zuerst nicht Lust, die Wünsche
Der Aeltern zu erfüllen, und mich zu opfern;
Geheimer sprachen wir uns, und küßten wärmer
Im Duft des bergenden Rosenbuschs einander.
Doch fand die Mutter Mittel, sie umzustimmen.
Gehorsam mied mich bald die gelenkte Tochter;

Vergessen ward die trauliche Zeichensprache,
Das süße Zusammenflüstern nahm ein Ende,
Vom Honig zärtlicher Mädchenküsse zehrte
Nur noch in stiller Erinn'rung meine Seele.
Wie bitter verklagt' ich nun mein herbes Schicksal!
Wie trostlos wankt' ich umher, ein leerer Schatten!
Das Leben ward mir feil, wie ein lästig Erbe.
Zum Tempel der Götter floh ich, brünstig flehend:
„O laßt mich nicht verwelken, wie schlechte Gräser!
„Ihr könnt den Willen der reichen Aeltern lenken,
„Gewährt mir diese Geliebte meines Herzens.“
Vergebens bat ich, verschmäht schien jedes Opfer.
Am Arme des reichen Lykas sah ich Neda
Zum frohen Tanze des Aerntefestes wandeln.
Ein Blick auf sie verwundete meine Seele;
Im Busche lag ich, und bitt're Thränen floßen;
Der unglückseligste aller Erdensöhne
Erschien ich mir im Gefühle der Verschmähung,
Und Spötter steigerten noch die herben Schmerzen.
„Was hab' ich verschuldet, klagt' ich, gute Götter?
„Warum belastet ihr mich mit solchen Leiden?
„Ein redliches Herz bewahrt' ich stets, und ehrte
„Euch immer mit reinen Opfern und Gebeten.“

„Zu meinem Vetter floh ich ins ferne Delos.
Vereint mit der Horen sanftem Labsal, heilten
Zerstreuung und Arbeit langsam meine Seele.
Ich kehrte ruhiger heim in diese Hütte;

Vernahm, wie stürmisch Lykas mit Neda lebte,
Verschwenderin sie und Arbeitscheue nannte,
Und über das Schwinden seiner Habe klagte.
Mitleidig bedauert' ich beider arges Schicksal.“

„Ein Mädchen fand ich, als Pflegerin der Aeltern,
Das treu und rüstig die kleine Wirthschaft führte.
Still waltete Tychens Fleiß im Feld', im Garten,
Und förderte fühlbar alle Hausgeschäfte.
Behend, mit leisem Gang', in stillem Frohsinn
Besorgte sie jedes Tagwerk, immer willig
Der Aeltern belauschte Wünsche zu erfüllen.“

„Kein äußerer Glanz umstrahlte die Bescheid'ne;
Nur leises Roth, wie es zart im innern Busen
Der weißen Rose schimmert, ergoß sich lieblich
Auf ihre Wangen, das weiße Antlitz zierend.
Im reinlichen Kleidchen wallte sie zum Tempel,
Ihr ganzer Schmuck war ein Blumenstrauß am Busen;
Anmuthig in Heiterkeit, doch ohne Anspruch,
Nach keinem Prunke, nach keinem Tanze lüstern,
Lustwandelte sie an feierlichen Tagen
Mit stillen Gespielen, sanfte Freuden suchend.“

„Erst achtete mein verwöhntes Auge wenig
Des stillen Mädchens; allein das Lob der Aeltern,
Das immer ihren Lippen zu Tychens Ehre
Entfloß, eröffnete mählich mir die Augen.

Ich merkte, wie großen Reichthum edler Gaben
Die Götter über das fromme Mädchen goßen,
Und suchte mit stiller Achtung ihre Liebe
Mir zu verdienen; die zartesten Gefühle
Verketteten bald untrennbar unsre Herzen.
Mit Wohlgefallen bemerkten meine Aeltern
Den Bund, und segneten ihn mit Freudenthränen.
Uns floß seitdem das Leben dahin im Frieden,
In froher Geschäftigkeit, voll sanften Glückes;
Gedeih'n bringt Tychens Geleit, ihr leises Wirken
Ist Hauchen des Zephyrs, der die Blumen wecket.«

»O Kinder, sinkt anbetend mit mir zur Erde,
Und dankt den guten Göttern für ihre Leitung!
Um Neda bat ich, die Glänzende, die Reiche;
Sie weigerten mir die blinderflehte Gabe;
Ich eigensinniges Kind zerfloß in Thränen.
Wie bitter hätte Willfahrung mich bestrafet!
Ich fühl' es, der schönen reichen Neda wäre
Zufriedenheit und heitere Lebensfreude
Am Herzen des armen Menons nie gediehen;
Verkümmert wären die Tage mir entschwunden.
Als herben Verlust beweint' ich, was Gewinn war.
Indeß ich Ungebehrdiger euch, ihr Götter,
Ihr Gütigen, hart und unerbittlich nannte,
Gewährte mir eure Huld weit mehr des Guten,
Als je mein blöder Geist zu erflehen wußte.
Wie treu, wie thätig, wie zärtlich ist die Edle,

Die ihr als Lebensgefährtin mir vermähltet!
In jener geräumigen Wohnung auf der Insel,
Dort, meint' ich, blühe mein Glück in Neda's Armen,
Und jetzt, was seh' ich, als Unglück und Verderben?
Jetzt hätten sie uns zum Rudern weggerissen;
An harte Balken gekettet, matt und ächzend,
Verzehrten wir Arme, unter Peitschenhieben,
Zum Vortheil wilder Verbrecher, unsre Kräfte.
Entsetzliches Loos! O Lykas! Arme Neda!
Und hättet ihr, Götter, meine blinde Bitte
Erhört, so müßte nun ich am Ruder ächzen.
O Kinder! Weigern die Götter euch ein Wahngut,
Um das ihr zu ihnen mit Ergebung flehet,
So trauet sicher, Erhörung brächt' euch Schaden,
Und ihre Milde bereit' euch beß're Gaben.
O helft mir danken, Beste, durch treue Pflege
Des Kindes jenes beklagenswerthen Paares!«

Inhaltsverzeichniß

des

ersten Bändchens der Lustfahrten.

	Seite
Ein kleiner Briefwechsel statt der Einleitung; nebst einer Citation	5
Aussicht in die Zukunft	14
Gefahren und Rettung. Erzählung.	15
Trennung. Vereinigung.	
Der Veilchensucher. Idylle.	35
Die Emmerlinge. Idylle.	37
Helike. Idylle.	44
Philints gute Wünsche am Uferplätzchen. Idylle. .	48
Der kleine Linos mit dem goldenen Ei. Idylle. .	51
Thiretas und Jolas, oder das Glück der Ehe. Idylle.	57
Das Weinbecherlein. Idylle.	66
Euthymus und der Geist Polites, oder Dinens Befreiung. Erzählung.	70
Der Blumenstrauß. Idylle.	108
Perseus und Andromeda. Erzählung.	113
Perantes und der Psittich. Idylle.	144
Die Sirene. Idylle.	150
Das Aussehen der Unschuld. Idylle.	163
Der Ring. Erzählung.	165
Die Rettung. Die Zerrüttung. Die Rache.	
Der fischende Wilde und Las Casas. Idylle. . .	215
Der Fischer auf dem Baume am Orinoko. Idylle. .	221
Die heilige Verschämtheit. Idylle.	238
Die Kleidung. Idylle.	246
Menon oder die nicht erhörten Gebete. Idylle. . .	254

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

L. D. 8°
Bronner

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bronner, Franz Xaver,

Lustfahrten ins Idyllenland Gemüthliche Erzählungen und neue Fischergedichte

Bd.: 1

Aarau (1833)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 867 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259457-6